This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 6168.24
*

Harvard College Library

FROM THE FUND

FOR A

PROFESSORSHIP OF
LATIN-AMERICAN HISTORY AND
ECONOMICS

ESTABLISHED 1913

SKIZZE
der
BAŸ
von
RIO DE JANEIR
nach
Der Englischen Aufnahm
1841.
Porte d'Estrella
Serra dos Orgaõs
Bahia da Piedade
Ilha do Governador
Fahrt der Böte nach Estrella
Weg nach der Provinz S. Paulo
Pallast
S.Christavaõ
Armazem
Rio de Janeiro
od.
S.Sebastian
Praja Domingo
Vilganhon
N.S. da Gloria
Weg nach Tejuca
Wasserleitung
Botafogo
Corcovado
Tejuca S.
Fort S.Cruz
Zuckerhuth
Botanischer
Garten
See
Rodrigo
Wasserfall
Tapu
N
W
O
S
I. Redonda
I. Raza
One British League

RIO DE JANEIRO

und

ſeine Umgebungen

im Jahr 1824.

in

Briefen eines Rigaers.

ch mich nicht entſchließen, eine
en vorzunehmen, wo freylich
ublikum wenig intereſſirende

St. Petersburg,

Gedruckt bey der Kayſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

1828.

SA 6168.24

HARVARD COLLEGE
MAR 13 1923
LIBRARY

Latin-American
Professorship fund

Der Druck dieſer Schrift iſt unter der Bedingung erlaubt, daß nach Vollendung deſſelben, vor dem Verkaufe, fünf Exemplare an die Dorpatiſche Cenſur-Comität eingeſendet werden.

Dorpat, den 18. Septemb., 1828.

). Cenſur-Comität
ter G. Ewers.

Vorwort.

Nachstehende Blätter schrieb ich zu meiner Unterhaltung auf der Rückreise von *Rio de Janeiro* im Jahr 1824, ohne Absicht, sie jemals herauszugeben, daher sie auch bis jetzt in meinem Pulte gelegen haben.

Um jedoch dem Wunsche mehrerer Freunde zu genügen, die der Meynung sind, daß sie für den künftigen Besucher von *Rio* einen nützlichen Leitfaden abgeben können, übergebe ich sie hiemit dem Druck. Doch konnte ich mich nicht entschließen, eine Umarbeitung derselben vorzunehmen, wo freylich manche, das größere Publikum wenig interessirende Stellen hätten weg bleiben müssen. Ich bitte in dieser Hinsicht um Entschuldigung, um so mehr, da ich keinesweges Schriftsteller bin.

Der einzige Werth, den dieses Büchelchen haben kann, ist, daß es durchaus nur Wahrheit enthält, so viel nemlich als wir, dem Irrthum unterworfene Geschöpfe, diese Göttin zu erkennen vermögen.

St. Petersburg, im September 1828.

Ernst Ebel.

Isle of Wight. Cowes den 6 Januar 1824.

Lieber Freund!

Endlich verlassen wir diesen Hafen, und mit ihm Europa auf lange Zeit, und so will ich auch gleich mein Versprechen erfüllen, und Dich wenigstens in Gedanken theilnehmen lassen an allen dem Guten und Bösen, was einem Pilger zu den Antipoden nothwendig widerfahren muß. Vorerst einen kurzen Abriß meiner Reise bis hieher.

Ich schiffte mich den 14 November in Helsingör am Bord des Brigg-Schiffes Theodor, Capt. Joh. Seebeck, ein, der mit einer Ladung Schiffs-Bedürfnissen nach Rio de Janeiro bestimmt war. Lange mußten wir auf der dortigen Rhede auf guten Wind warten, freilich in zahlreicher Gesellschaft, denn mit uns zugleich harrten Zweyhundert Schiffe auf Erlösung, doch machte dieser Umstand unsere Lage nicht angenehmer, und wir waren herzlich froh, als am 3ten December ein frischer Süd-Wind uns endlich erlaubte, die Anker zu lichten.

Die Fahrt bis hieher gehörte zu den gefährlichsten, die ich erlebt habe; beständige stürmische Westwinde verzögerten dieselbe unglaublich, und brachten uns oft in Lagen, wo nur die Güte des Schiffes und die Sorgfalt des Capitains uns retten konnte, wie dieses besonders bey dem fürchterlichen Sturm am 18ten December der Fall war, wo wir uns

gerade in der Nähe von Dover befanden, und der mehr als hundert Schiffen in dieser Gegend den Untergang brachte. Da auch nachher der Wind contrair blieb, entschloß sich der Capitain zuletzt, hier einzulaufen, welches den 20. December geschah.

Meinen nothgedrungenen Aufenthalt von vierzehn Tage auf dieser Insel wandte ich dazu an, um so viel möglich die Umgebungen kennen zu lernen. Mit Recht giebt man ihr den Namen eines englischen Gartens, denn eine reizendere Abwechselung von Berg nnd Thal, von romantischen und freundlichen Gegenständen läßt sich kaum denken. hiezu tragen besonders die vielen Landsitze reicher Engländer bey, die hier den größten Theil des Sommers zubringen, und ihre Wohnhäuser in elegant gothischem Geschmack erbaut haben, so daß man sich in die alten Ritterzeiten versetzt zu sehen glaubt. Eine würkliche, und sehr interessante Ruine ist aber *Carisbroke Castel* wo Carl der Erste gefangen saß, und einen vergeblichen Versuch, sich zu befreyen, machte. Noch zeigt man das Fenster, wo die Flucht bewerkstelligt werden sollte. Das Ganze ist aber verfallen, und gewährt nur höchst reizende Ansichten auf die fruchtbare umliegende Gegend. Ich machte die Tour von Cowes dahin, circa 6 engl. Meilen, zu Fuß, in Gesellschaft einer liebenswürdigen Engländerin, die mir durch die That bewies, daß die Damen hier bessere Fußgängerinnen, als bey uns im Norden, sind.

Cowes ist ein unbedeutendes Städtchen, hübsch durch seine Lage am Meer; die Lebensart ganz englisch, doch fand ich bey mehreren gebildeten Damen, die ich kennen lernte, nicht

die gezwungene Zurückhaltung, die man sonst den Engländerinnen zur Last legt; im Gegentheil waren sie artig und zuvorkommend.

Der Sonntag ist hier, wie in ganz England, der einförmigste Tag der Woche, und die, in manchen Stücken, so aufgeklärten Britten glauben noch immer, dem lieben Gott einen Dienst zu erzeigen, wenn sie sich diesen, außer dem Gottesdienste, einer anständigen Erholung gewidmeten Tag, durch die ausgesuchteste Langeweile unerträglich machen.

Im Geſicht von *Cap Frio*, den 23 Februar 1824.

Der Capitain weckte mich heute früh mit dem Worte, Land! und als ich auf das Deck kam, ſah ich am Horizont die blauen Gebirge der Braſilianiſchen Küſte ſich erheben. Es iſt eine eigene angenehme Empfindung, wenn man nach ſechs Wochen beſtändiger Seefahrt, den lieben Erdboden wieder zu ſehen bekömmt, und unſere Ungeduld, den Fuß auf feſtes Land ſetzen zu können, vermehrt ſich mit jedem Augenblicke.

Meine Fahrt hieher iſt übrigens glücklich geweſen; der Wind war faſt immer günſtig, und dabey das Wetter gröſtentheils ſo ſchön, daß ich an einem Tiſche auf dem Deck ſchreiben konnte, und nie vom Waſſer beläſtigt wurde. Außer einigen Wallfiſchen von mäßiger Größe, ſogenannten Nordkapern, und einer bedeutenden Anzahl Boniten, die in ſtarken Zügen uns begegneten und durch ihre Sprünge uns beluſtigten, ſahen wir oft fliegende Fiſche, die ſich in Schwärmen über dem Waſſer erhoben, und wenn der Zufall einige davon auf das Deck fallen ließ, mir gebraten, ein vortreffliches Frühſtück gewährten, da ſie einen delicaten Geſchmack haben.

Ein intereſſantes Phänomen war für mich das Leuchten des Waſſers; Bey den ſchönen dunklen Nächten hatte es das Anſehen, als ob man durch ein Feuermeer ſich bewege, und die glänzenden bläulichen Flammen ſprützten hoch an den Seiten des Schiffs, eine tiefe Glanzfurche an dem Kiel zurücklaſſend. Dieſes Leuchten des Seewaſſers hatte ich wohl früher im Winter an der norwegiſchen Küſte bemerkt, doch war es hier bedeutend ſtärker.

Eine zweyte Merkwürdigkeit begegnete uns zwischen dem fünften und sechsten Grade nördlicher Breite, wo wir bey einem ziemlich frischen N.O. Winde plötzlich in einen Strom hineinkamen, der von S.O. kommend, uns in 24 Stunden circa 18 Seemeilen N. Westlich versetzte; das ganze Meer rauschte stark, und schlug kleine heftige Wellen, wie bey einer Strom-Mündung, wenn der Wind dem Strom entgegen ist. Ich überlasse es Nautikern, dieses Phänomen zu erklären.

Meine Gesundheit hatte sich vortrefflich erhalten, wozu besonders viel beytrug, daß ich jeden Morgen in einer Wanne ein Seebad nahm; eine Maaßregel, die ich jedem Reisenden in diesen Gegenden anrathen möchte. Unseren häufigen Mond- und Stern-Observationen hatten wir es zu danken, daß, ohne einen Chronometer am Bord zu haben, wir mit unserer berichtigten Schiffs-Rechnung gut auskamen, und fast in derselben Stunde im Gesicht von Cap Frio anlangten, als unsere Berechnung es uns verhieß. Die Linie hatten wir nach der Mittagshöhe (Gissung) in 23° 49' durchschnitten; der dort herrschende Strom hatte uns aber so weit westlich getrieben, daß wir nach den Beobachtungen diese Passage in 27° 11' bewerkstelligt hatten.

Die gewöhnliche Taufe wurde feyerlich vollzogen, und obgleich der Capitain und ich uns durch eine Geldsteuer abkauften, konnten wir doch nicht vermeiden, mit einem derben Guß aus dem Mastkorbe begrüßt zu werden; desto wilder gieng es bey den Schiffs-Leuten zu, da von der ganzen Besatzung nur zwey Matrosen bereits die Linie passirt waren; einige Bouteillen Cognac, die ich ihnen zum Besten gab, hatten

eine schlimme Wirkung, indem aus dem Freuden-Fest eine Schlägerey wurde, die nur mit Mühe zu stillen war; eine gute Warnung für andere Passagiere, die aus Freygebigkeit in denselben Fehler fallen, und bey dem Seevolk, das kein Maaß kennt, nur Schaden anrichten.

Rio de Janeiro, den 28 Februar 1824.

So habe ich denn glücklich das Ziel meiner Reise erreicht, und Deine guten Wünsche sind in Erfüllung gegangen. Die Tour um Cap Frio war bald gemacht, und am andern Morgen hatten wir die Einfahrt zur berühmten Bay von Rio im Gesicht, die sich auszeichnet durch einen hohen, nackten Felsen links der Einfahrt, welcher der Zuckerhut, Portugiesisch *Paõ d'assucar*, englisch *Sugarloaf*, genannt wird, und wirklich täuschend diese Form hat. Als wir uns näherten, sahen wir das Innere der Bucht, und hatten zugleich den Anblick von Rio, der uns jedoch bald wieder durch eine Insel entzogen wurde. Weiterhin sahen wir links auf *Round* Island einen schönen, neuen Leuchtthurm, der, unter der Aufsicht von *Lord Cochrane* gebaut, doch noch nicht vollkommen im Stande ist; und als gegen Mittag der Seewind sich erhob, segelten wir den *Forts St. Cruz* und *St. Joaõ* vorbey in die Bai hinein, und ließen in der Nähe einer dritten Festung, *Villagagnon*, die Anker fallen, woran wir durch einen Schuß von derselben erinnert wurden. Gleich darauf erhielten wir den Besuch mehrerer Böte mit Beamten von der Stadt, Zoll, Festung u. s. w.; doch spaßhaft genug war das von der *Sanität* das letzte, und der Officier derselben brauchte alle mögliche Vorsicht bei der Annäherung, während die übrigen schon lange am Bord gewesen waren. Die Böte hatten die brasilianische Flagge, gelb mit einem grünen Kreuz auf einer Weltkugel, waren mit zehn oder zwölf Neger als Ruderern bemannnt, und die Officiere, von denen einige etwas Englisch und Französisch sprachen, trugen

an ihrem rechten Arm ein Schild mit der Deviſe: *Independencia ou Morte*, und an dem Hute die grün und gelbe National-Cocarde. Wir wurden höflich und artig behandelt, bekamen zwey junge Mulatten-Soldaten und zwey Zoll-Beſucher an Bord, mußten aber vor Anker bleiben, da es ſchon zu dunkel wurde, um nach der Stadt hinaufzuſegeln.

Als ſich nach und nach alles zur Ruhe begeben hatte, blieb ich noch lange auf dem Verdeck, um in ungeſtörter Muße den Eindruck zu genießen, den dieſer erſte Anblick der neuen Welt auf mich machte.

Es war ein wunderſchöner Abend, die Hitze durch einen wohlthuenden Seewind erfriſcht, der nur eben das Waſſer kräuſelte, das von dem ſilbernen Schimmer des vollen, klaren Mondes erleuchtet war. In unzähligen neuen und prachtvollen Geſtalten glänzten die großen Sterne der ſüdlichen Zone an dem völlig wolkenleeren Himmel, deſſen Bild oft ſich in den dunklen Fluthen magiſch ſpiegelte. In ehrwürdiger Majeſtät ſtieg das Küſtengebirge herauf, an deſſen Fuß das Meer mit dumpfem Brauſen brandete. Die große glänzende Waſſerfläche der Bay umgiebt ein ungeheurer Zirkel von Gebirgen, deren ſonderbar geſtaltete Gipfel, bald gleich Säulen in den Himmel hinauf zu ſteigen ſcheinen, dann wieder in dem zweifelhaften Scheine des Mondes wolkenähnliche Maſſen bilden, die den Horizont begränzen. In einem Halbzirkel amphiteatraliſch, erhob ſich in der Ferne die Stadt Rio hart am Ufer der Bai; der Schein von zahlloſen Lichtern in den Häuſern machte einen lieblichen Effect. Von Zeit zu Zeit ſtiegen im Hintergrunde eine Menge feuerſprühender Raketen praſſelnd herauf, und erleuchteten

plötzlich die ganze Gegend mit einem Zauber-Feuer, das eben so schnell wieder verlosch. Die Glocken zur *Ave-Maria* tönten feyerlich zu uns herüber, doch bald verstummten sie, auch die Lichter verschwanden allmählich, immer tiefere Ruhe senkte sich auf die Welt herab, und als der Mond sich hinter den Gebirgen verlohr, eilte auch ich in meine *Coye*, da ich aus den entzückenden Betrachtungen der himmlischen Natur, durch das unpoetische Schnarchen der auf dem Deck schlafenden Mulatten-Soldaten, etwas unsanft zum Irrdischen zurückgeführt wurde.

Den nächsten Morgen fuhr ich mit dem Capitain an's Land, in Begleitung der zwey Soldatchen, die uns nach dem Polizey-Hause hinbrachten.

Sonderbar ist die Empfindung des Anlandens. Statt weißer Menschen sieht man fast nichts als halbnackte Neger, die ein betäubendes Geräusch machen, und zugleich der Luft eine Ausdünstung mittheilen, die ganz besonders unangenehm auf die Geruchs-Nerven wirkt. Zugleich war die Hitze sehr groß, und wir mußten in derselben einen unendlich langen Weg bis zu dem Herrn Polizeymeister machen, der aber eben in der Messe war. Nachdem wir über eine Stunde gewartet hatten, kam er endlich in Begleitung seiner ganzen Familie gravitätisch von der heiligen Handlung zurück; wir wurden dann von ihm artig und schnell abgefertigt, und bekamen die Freiheit zu gehen wohin es uns beliebte, indem wir unsre bisherige *Escorte* mit einem Trinkgeld verabschiedeten.

Nur mit vieler Mühe fanden wir uns zu dem holländischen Consul, Hrn. Hindrichs, an den wir adressirt waren; hier wurden wir sehr freundlich empfangen, und ich war froh, mich etwas

ausruhen, und dem Treiben auf den Straßen zusehen zu können, wovon sich ein Europäer kaum einen Begriff machen kann. Es ist ein ununterbrochener Lärm auf denselben. Hier geht ein Dutzend halbnakter Neger, jeder mit einem Sack Kaffee auf dem Kopfe; voran tanzt einer und singt zu dem Geräusch einer Erbsen-Klapper oder zweier zusammengeschlagenen Stücke Eisen einen einförmigen Vers, der von allen Trägern beantwortet wird, und ihnen als Tackt dient, — dort tragen zwey andere an einer langen Stange ein schweres Weinfaß und stimmen bey jedem Schritte ein melancholisches Lied an; hier läuft eine Menge Neger mit Salz-Säcken vorbey, sie sind nackt bis auf einen Schurz, laufen trotz ihrer Last, und der Hitze, gleichsam in die Wette und schreyen dazu so stark sie können; jetzt passirt ein halbes Dutzend mit schweren Ketten aneinander geschlossener Neger mit Wasser-Eimern auf dem Kopfe — es sind Verbrecher die zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht werden; — auch sie singen nach dem Tackte; ein paar andere rufen Wasser zum Verkauf mit einer weitschallenden, kreischenden Stimme aus — hier geht eine Negerin mit Bananen vorbey, eine andre mit Confituren oder sogenanten *Doces;* beyde rufen, oder schreyen vielmehr, ihre Waare in lauter dissonirenden Tönen aus, — sie sind leicht gekleidet, mit bloßen Armen, Kopf, Hals und Füßen. Alle Waaren werden nur auf dem Kopf getragen, worin die Neger eine solche Geschicklichkeit besitzen, daß sie eine Theetasse mit Getränk gefüllt auf diese Weise tragen, ohne sie mit der Hand zu halten oder etwas davon zu verschütten, dabey wird nichts gethan, ohne zu singen und zu schreyen, — der Lärm wird

vermehrt durch eine Truppe Maulthiere mit Kaffee beladen die sich vor unserm Hause versammeln und die Straße versperren; endlich ertönt noch ein furchtbares Getöse, als ob Steine und Eisen zersägt werden, und siehe da, es rührt von einem ungeheuren zweyrädrigen Karren her, mit Bausteinen beladen, und von vier mächtigen Ochsen gezogen: die großen plumpen Räder drehen sich zugleich mit der Achse herum, und machen diese Höllenmusik. Zu alle diesem Toben kömmt noch ein fast unaufhörliches Glocken-Geläute, so daß man wirklich von allen dem Lärm wüste im Kopfe wird.

Den Mittag speisete ich im englischen Hotel in der *Rua d'ouvidor* bey Campbell, wo die beste Table d'Hote in der Stadt seyn soll, (ich habe später bey Bulcher in der *Rua de Rosario* es eben so gut, und billiger gefunden) es waren zehn bis zwölf Gäste, größtentheils Engländer und Amerikaner.

Suppe, ein Dutzend verschiedener Schüsseln, alle zu gleicher Zeit aufgetragen, Pudding, und Obst zum Dessert, nebst einer halben Bouteille guten Portwein, machten das *Diner*, welches vollkommen auf englische Weise zugerichtet war, und 800 Reis, circa 4 Rubel, die Person kostete.

Hier fand ich Gelegenheit, eine merkwürdige Person zu sehen, nämlich Rio Rio, den König der Sandwich Inseln, der, nebst seiner Gemahlin und dem ganzen Hofstaat, vor vierzehn Tagen hier angelangt ist, und sich nur acht Tage noch aufhalten wird. Er ist in einem americanischen Schiffe gekommen, das er für sich allein befrachtet hat, um ihn von den Sandwich Inseln nach Europa und wieder zurück zu bringen, wobey er vor-

züglich beabsichtigt seinem Collegen, König Georg, einen Besuch abzustatten, und sich durch den Augenschein von der Kultur Englands zu überzeugen. Er hat hier dem Kaiser die Visite gemacht, und ihn mit einem aus Federn künstlich gewebten Königs-Mantel beschenkt, auch nebst der Königin bey Hofe gespeist. Er ist ein schöner großer rüstiger Mann, ohngefähr dreyßig Jahr alt, von natürlich imponirendem Wesen, und hat einen lebhaften, dabey doch freundlichen Blick; seine Haut ist Olivenfarb, seine Kleidung vollkommen Europäisch, und er zeigt in seinem ganzem Wesen einen Anstand, den man ihm nicht zutrauen sollte. Die Königin dagegen ist eine vollkommene Wilde, von riesenmäßiger Größe und einem plumpen, derben Knochenbau, doch haben ihre Gesichtszüge ebenfalls viel Gutmüthiges. Neugierig besieht sie alles, grüßt Jedermann, und lacht beständig. Sie ist ebenfalls Europäisch gekleidet, trägt fast täglich ein anderes seidenes Kleid, und gewöhnlich eine Art Turban. Da sie aber auch nicht den entferntesten Begriff von Anstand und Schicklichkeit hat, so sieht sie eher lächerlich in dieser kostbaren Tracht aus.

Eine Hofdame oder Freundin, die sie begleitet, hat ein etwas lieblicheres Aeußere, obgleich sie auch nicht hübsch ist. Zwischen beyden gilt die vollkommenste Gleichheit; der König hingegen, obgleich er sich in der Tracht durch nichts von seinen Begleitern auszeichnet, wird von ihnen mit besonderer Ehrfurcht behandelt. Sein Hofstaat besteht aus einem sogenannten ersten Minister, einem Dollmetscher und einem Dutzend Bediente. Er wohnt hier im Hotel schlecht genug, verzehrt aber viel Geld, da er die Sucht seiner Frauen-

zimmer zum Putz reichlich zu befriedigen sucht, auch soll er eine bedeutende Summe in baarer Münze mit sich führen. Er bekennt sich zur Christlichen Religion und vielleicht trägt der Erfolg dieser Reise dazu bey, ein Volk zu civilisiren, dessen vortreffliche geographische Lage, zwischen Asien und Amerika, es bestimmen kann, dereinst eine wichtige Rolle in den Weltbegebenheiten zu spielen. *)

Meine ersten Nächte in Rio habe ich sehr schlecht zugebracht, da noch kein Logis für mich gemiethet war, und ich daher in den Wirthshäusern bleiben mußte; diese sind aber durchgängig schlecht, und in den beyden erträglichsten bey Campbell und Bulcher war kein Platz. — Mit genauer Noth bekam ich die erste Nacht ein Unterkommen in dem französischen Hotel, mußte mich aber in einem Zimmer behelfen, das eine Art Ablege-Kammer war, und ohne Thüre, unmittelbar an den engen und schmutzigen Hof stieß. Meine Bettstelle war eine Tischplatte, denn die Art von Stroh-Matraze die darauf gelegt war, half so viel wie nichts: Mäuse wanderten ungenirt überall herum, und die Moskiten, (etwas größer wie unsre Mücken) unterhielten eine beständige liebliche Nacht-Musik; ich dankte daher dem Himmel, als um 5 Uhr die Morgendämmerung mir endlich erlaubte, mein appetitliches Bett und dieses Nest zu verlassen. — Die zwey folgenden Nächte schlief ich im Ship oder Italienischen Hotel, wo ich zwar ein reinliches Lager hatte, aber nicht nur mit zwey andern Personen in demselben Zimmer schlafen mußte, und von der Musik der Moskiten nicht verschont blieb,

*) Leider ist der König, in England, bald nach seiner Ankunft gestorben.

(die mich indeſſen mit ihren Stichen nicht beſonders beläſtigten) ſondern auch häufige Bekanntſchaft mit den Baratten machte, einer Art Tarakanen oder Laufkäfer, von denen hier alle Häuſer wimmeln. Zugleich ſorgten eine Menge Tauben, die ſchon vor Sonnen-Aufgang ins Zimmer hereingeflogen kamen, für mein zeitiges Aufwachen. Nimmt man hiezu die übergroße Hitze, die uns Tag und Nacht quälte, ſo wirſt Du wohl einſehen, daß mein erſter Aufenthalt hier nichts Reizendes hatte.

Meine Europäiſchen Tuchkleider haben ſehr ſchnell leinenen Platz machen müſſen; ſtatt des Frackes trägt man gröſtentheils eine dünne leinene Jacke, ohne Halstuch und Handſchuhe, welche letztere des Schweißes wegen, gar nicht gebraucht werden können. In der Nacht iſt ſelbſt ein Laken eine zu warme Bedeckung, und um nur einigermaßen es aushalten zu können, muß man bey offenem Fenſter ſchlafen, welches indeſſen hier in den Sommermonaten, November bis May, ohne Gefahr für die Geſundheit geſchehen kann. Auf den Straßen geht man mit einem leichten Regenſchirm, der als Sonnenſchirm an den Stellen gebraucht wird, wo die Häuſer keinen Schutz geben. In der Nahrung bedarf es keiner beſonderen Vorſicht, nur muß man ſein gutes Glas Wein trinken, und ſo viel möglich das Eſſen der Früchte vermeiden, was mir keine Ueberwindung koſtete, da ich keine einzige jetzt reife Braſilianiſche Frucht ſchmackhaft gefunden habe; alle beſitzen einen ſüßlichfaden, gewiſſermaßen widerlichen Geſchmack, ſelbſt die berühmten Bananen oder Piſang nicht ausgenommen, die nur gebraten in Eyerkuchen gut ſchmecken; ſogar die Ananas, die hier ganz gemein iſt, hat in Stelle des gewürzreichen Ge-

schmacks der Europäischen, einen rübenartigen, der keinesweges zum Genuß einladet. Die Ursache davon mag die seyn, daß man, Orangen ausgenommen, die Früchte nicht cultivirt, sondern ohne Pflege wild wachsen läßt. Ein sehr angenehmes und heilsames Getränk wird aber aus einer Frucht bereitet, die *Caju* heißt; sie hat die Gestalt einer *Poire-blanche*, schön roth und gelb, an dem Stengel-Ende eine dunkelbraune, harte schneckenförmige Nuß, die ein beitzendes Oehl enthält. Nach Ablösung derselben wird die sehr saftreiche Frucht ausgepreßt und daraus mit Zucker, Wasser und etwas Rum, eine Limonade bereitet, die nicht nur angenehm säuerlich schmeckt, und äußerst kühlend ist, sondern zugleich so blutreinigend seyn soll, daß man dieselbe hier allgemein für ein vortreffliches antisiphylitisches Mittel hält. Meine Sachen, die ich vom Schiff bekam, waren wider alle Gewohnheit auf dem Zollhause Stück für Stück untersucht worden; die Ursache war ein mit uns zugleich angekommenes französisches Schiff, an dessen Bord sich ein Colly mit einer großen Summe falscher Brasilianischer Banco-Noten befunden hatte, *) die dadurch eingeschreckten Beamten dehnten ihre Vorsicht und Nachforschung auf alle zugleich angekommene Schiffe und Passagiere aus. Der Urheber dieser berüchtigten Unternehmung, ein früher hier ansäßig gewesener französischer Kaufmann, hatte diese Noten in Frankreich machen lassen, doch die fran-

*) Die Brasilianischen Banko-Noten, sind von so schlechtem Papier gemacht, wie die Schwedischen RGZ, in unbestimmten Summen von Viertausend Reis an; sie stehen gegen Silber 10 a 12 procent damno, im Handel gelten sie pari und sind die eigentliche Valuta. Scheide-Münze ist Kupfer von 80 bis 10 Reis, welches weit über seinem innern Werth ausgeprägt ist.

zösische Regierung selbst, die hiesige davon in Kenntniß gesetzt, und Schiffs-Name, Form und Marke des Colly angezeigt. Der Verfertiger war mit einem andern Schiffe gekommen, hatte aber wahrscheinlich vor der Einfahrt von dem Verunglücken seiner Unternehmung Nachricht erhalten, denn das designirte Schiff kam ohne ihn an, und die Bank setzte einen Preis von 10 Conto de Reis (10,000 Thaler Hamburger Banco) auf seine Habhaftwerdung.

Rio, den 6ten März 1824.

Nun bin ich endlich völlig eingerichtet, und fange an, etwas gemächlicher zu leben. Durch einen Zufall habe ich ein hübsches Logis, ganz in der Nähe von Hr. Hindrichs, erhalten, es besteht aus dem 2ten und 3ten Stock eines neugebauten Hauses, in einer lebhaften Straße, ist der Sonne fast gar nicht ausgesetzt, und kostet nur 18 mille Reis oder 90 Ro. B Ass. monatlich, was hier billig ist. *) Indessen mußt Du nicht denken, wenn ich von einer ganzen Etage rede, daß darunter eine Reihe Zimmern verstanden werde; weit gefehlt: die meisten Häuser in *Rio* haben nach der Straße nur eine Fronte von drey Fenstern, oder eigentlichen Thüren mit kleinen eisernen Balcons zum Hinaustreten. Dieses ist das einzige ordentliche Zimmer, und hat im Hintergrunde gewöhnlich eine Abtheilung mit ein paar Glasthüren, wie ein Alkoven, wodurch das Schlafzimmer gebildet wird; der ganze übrige Raum in der Tiefe des Gebäudes, wo gewöhnlich auch noch ein kleiner Hof sich befindet, besteht, außer der Küche nach Art der englischen Sparküchen eingerichtet, aus größern und kleinern dunklen Zwischenräumen mit dünnen Scheidewänden, und nur als Domestiquen- und Ablege-Kammern zu gebrauchen. Gegen die Hitze ist diese Einrichtung sehr zweckmäßig, da die Sonne dadurch den wenigsten Einfluß bekömmt, weswegen auch die Zimmer überall sehr hoch sind; doch vermißt man dabey alle gewohnte Bequemlichkeiten, und nur ein einzelner

*) Ein mille Reis beträgt circa 5 Rubel Banko-Noten, ein Reis also einen halben Kopeken Banko Ass.

Mann kann ein solches Logis mit *Comfortabilité* bewohnen. So wie ich es Dir eben beschrieben habe, ist auch meine Wohnung eingerichtet; der dritte Stock besteht eigentlich nur aus einem hohen Dachzimmer, hat aber eine herrliche Aussicht über die umstehenden Häuser weg auf die schönen grünen Berge, die in der Stadt liegen, und eine so kühle Lage, daß ich es sogleich zu meinem Schlafzimmer bestimmte. Doch das Schwerste war noch zu thun, denn außer den nackten Mauern kann man gar nichts zur Miethe haben, und ich war also gezwungen, mir alle Möbel und sonstigen Bedürfnisse zu kaufen, was ich erst nach vielen Beschwerden, durch Hülfe meiner hiesigen Bekannten und der Ausgabe von circa 100 mille Reis, bewerkstelligen konnte. Ich hatte mir gleich Anfangs einen Neger zur Bedienung angenommen, denn weiße Bedienten giebt es nicht. Der Kerl kostete mir 700 Reis täglich, prellte mich wo er konnte, und war mir einen großen Theil des Tages unnütz. Ich kam also auf den Einfall, es mit einer Negerinn zu versuchen, die zugleich das Waschen und Plätten verstände, denn in Rio ist nicht nur das Wäscherlohn theuer, sondern die Wäsche wird durch Klopfen sehr verdorben. Nie hätte ich einen glücklicheren Einfall haben können. Kaum hatte ich meinen Wunsch im *Diario*, der hiesigen Tages-Zeitung, angezeigt, so wurde mir von einer anständigen brasilianischen Herrschaft eine junge Negerinn zur Miethe angeboten, für 6 mille Reis monatlich und beliebiges Kost-Geld, das ich sehr generös auf ein halb Patak oder 160 Reis täglich bestimmte, und so für circa 11 mille Reis (55 Ro. B. A.) monatlich, eine eigene Sklavin hatte, die nicht nur alle meine Wäsche besorgte,

für mich nähen mußte, auch im Nothfall etwas zu kochen verstand, sondern auch beständig im Hause blieb, und mir dadurch mehr Sicherheit gewährte.

Lache übrigens nicht über diese, euren europäischen Begriffen so anstößige Gemeinschaft, denn wenn auch *Delphine*, (ist das nicht ein hübscher Nahme für eine Negerfratze) vielleicht nur sechzehn Jahr alt, und für eine Negerin ganz leidlich ist, auch sich, wie Du wohl denken kannst, mit Verschleierung von Nuditäten keine Mühe giebt, so fällt es mir doch so wenig ein, in einem solchen schwarzen Geschöpfe das Mädchen zu sehen, daß ihr Geschlecht auch nicht im geringsten in Betracht bey mir kömmt. Meine hiesigen europäischen Bekannten machten zwar Anfangs ihre Glossen darüber, in kurzem sahen sie aber den Nutzen ein, und folgen bald meinem Beyspiel.

Am vorigen Sonntag machte ich in Gesellschaft einiger Freunde eine Ausfahrt nach der Gegend von *Tejuca*. Das hiesige Fuhrwerk ist eine Art zweirädriger Chaise, mit zwey Maulthieren bespannt, auf deren Eines der Kutscher reitet, gekleidet wie die deutschen Postillione, mit hohen Stülpstiefeln. Lederne Vorhänge schützen uns für die Sonnenstrahlen, und die Leichtigkeit des Fuhrwerks ist zweckmäßig genug, nur ist es kostbar, und, mit dem gewöhnlichen starken Trinkgeld für den Kutscher, nicht unter 7 bis 8 mille Reis (35 bis 40 Rs. B. A.) den Tag, zu haben.

So wie man die Stadt verläßt, kömmt man auf eine *Chaussée*, die der vorige König mit großen Kosten nach seinem Lustschloße *St. Christovaõ*, hat anlegen lassen; alle hundert

Schritte steht ein gemauerter Pfahl mit einer Laterne, links ist ein Sumpf, der bis jetzt nicht hat ausgetrocknet werden können, rechts sind Wiesen, und den Umkreis begränzen malerische Gebirge. Von diesem Wege bogen wir bey dem Dorfe *Matta Porco* links, wo der Weg nach *Tejuca* anfängt. In einer *Venda*, welches Kleinkrämer-Buden, ohngefähr wie die Rußischen Melotschnyi Lafken, sind, erquickten wir uns mit *Sangrida*, einem recht erträglichen Getränk, aus Portwein, Limonen, Wasser und Zucker.

Der Wirth war eben beschäftigt, auf dem kleinen Stück Land hinter seinem Häuschen Kaffee zu erndten, wovon aber noch wenig reif war. Die Kaffeekirsche hat ein faden süßlichen Geschmack. Auch Ananas und Orangen wuchsen hier wild. Letztere waren noch nicht reif.

Der Weg führt nun einigen hübschen Landhäusern vorbey, dann Bergan durch Mimosen-Hecken mit herrlichen, roth, weiß, und blau- blühenden Schlingpflanzen durflochten: prachtvolle Schmetterlinge umschwärmten uns, und die schönsten tropischen Bäume, die edle Dattel und Areka-Palme, mächtige *Mango-* und Orangen - Bäume, und unzählige Bananen- oder *Pisang* - Bäume, von Früchten strotzend, gewährten, so wie die immer romantischer werdende Landschaft, dem Auge stets neue interessante Gegenstände, auch kamen wir an einer Stelle vorbey, wo der Kayser im vorigen Jahre eine eisenhaltige Quelle entdeckt hat, die er in einen schönen granitenen Brunnen einfassen läßt. Bis jetzt war der Weg noch erträglich gewesen, obgleich wir oft über große Steine gerüttelt worden waren, doch nun, gerade an einem kleinen Bach unter einem

weitüberhangenden Mimosen-Baum, hielten unsre Kutscher still, und erklärten einstimmig, daß sie nicht weiter fahren würden.

Da half kein Protestiren, wir mußten aussteigen, und den Rest des Weges, etwa eine Werst, bis zur *Fazenda* (Landbesitzung) von *Babtiste*, wo das Ziel unserer heutigen Wanderung seyn sollte, in der glühenden Sonnenhitze zu Fuß machen. Doch hiemit war unsre Noth nicht geendigt: *Babtiste*, der meinen Freunden persöhnlich bekannt war, und ein gastfreyer Mann seyn soll, (denn, *en parenthese* muß ich bemerken, daß es hier auf dem Lande keine Wirthshäuser giebt, sondern daß man einzig und allein von der Gastfreiheit der Guthsbesitzer abhängt), war unglücklicher Weise nicht zu Hause, wohl aber seine, wie ich hörte, erwachsenen Töchter, und sein *Feitor* oder Verwalter, ein Kerl mit einer wahren Mörder-Physionomie, der uns wohl für Wölfe ansehen mochte, die in diesem Schaaf- oder Lämmer-Stalle Unfug anrichten könnten, verweigerte uns mit aller Gewalt den Eintritt. Erst nach einer langen Kapitulation und durch die größte Artigkeit von unserer Seite, wurde uns derselbe gestattet, wir mußten uns aber mit der Vorhalle begnügen, indem sich die Schönen in das Innere des *Gynäcaeums* zurückzogen, und wir von dem alten *Cerberus* scharf bewacht wurden, der noch immer einen Sturm auf die, seiner Obhut anvertraute, Festung zu befürchten schien.

Zu unserm Trost erschienen indeß bald einige Knaben, Söhne vom Hause, mit denen wir in den Garten giengen, der diesen Nahmen freylich mit Unrecht trägt; aber von einem schönen natürlichen Bach durchschnitten wird, über den sich

die köstlichsten alten Bäume in reizender Unordnung wölben und bey einem kleinen Wasserfalle eine unbeschreibliche angenehme kühle Stelle bilden. Hier, auf großen Steinen in der Mitte des Baches gelagert, erholten wir uns von der ausgestandenen Hitze, und sahen mit Entzücken dem Schwärmen der goldfarbigen Kolibris zu, die hier vor den glühenden Strahlen der Sonne Schutz suchend, den duftenden Blumen unter summenden Zwitschern ihren Honig raubten; zuweilen verirrte sich auch ein prächtiger Tagfalter hieher, doch eilte er bald wieder der ihm wohlthuenderen Hitze zu.

Ein ziemlich gutes Mittags-Essen, an dem die Knaben Theil nahmen, war uns sehr willkommen; wir hielten dann ein Schläfchen unter dickbelaubten Kaffee-Bäumen, und als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, und ihre Strahlen milder wurden, giengen wir längs einem von einer Bananen-Allee eingefaßten Bach eine neuangelegte Kaffee-Plantage hinauf, bis zu einer Stelle, *Boa-Vista* genannt. Wohl verdient dieselbe den Namen der schönen Aussicht: — rechts, die *Fazenda* mit ihren belaubten Umgebungen, und einer im römischen Styl gebauten Wasserleitung, deren weiße Arkaden einen schönen Kontrast bilden zu dem dunklen Grün der sie umgebenden Pisang-Bäume, links ein schroffer Granit-Felsen mit Urwald bewachsen, violette Büsche bedeckten viele Stellen, Affen spielten in den Bäumen, und aus der Ferne tönte das kreischende Geschrey der Aras und andrer Vögel. Hinter uns zog sich ein steiler Bergpfad hinauf, belebt durch eine Truppe beladener Maulthiere, die den Reichthum des Landes, der Hauptstadt zuführten; und

nun vor uns, das herrlichſte Thal: ein uralter halb erſtorbener Baum bezeichnete die Gränze, und über ihn weg bis in die weiteſte Ferne ſchweifte der Blick auf die reizende belebte Landſchaft, die Stadt *Rio de Janeiro*, die Bay mit Schiffen bedeckt, auf der andern Seite *Praya Grande* und die ſonderbar geformten Gebirge am Horizont, alles in einem Blick und in der maleriſchen Beleuchtung der untergehenden Sonne. Es war ein köſtlicher Anblick!

Nur die zunehmende Dämmerung vertrieb uns von dieſer ſchönen Stelle, und wir traten unſern Rückweg an, der dadurch nur merkwürdig war, daß bey eingetretener völliger Dunkelheit alle Mimoſen-Hecken eine brillante Erleuchtung darboten, durch eine Menge hellglänzender Leuchtkäfer, die in dieſen Gebüſchen herumſchwärmten und deren bläuliches Licht eine magiſche Helle verbreitete.

Der Faſching, der in allen Europaeiſch-Katholiſchen Ländern ſo luſtig zugebracht wird, iſt hier unbeachtet; nur die drey letzten Tage zeichnen ſich durch eine Luſtbarkeit aus, die wohl, außer in Portugall, nirgends ſonſt Sitte ſeyn mag. Sie beſteht darin, ſich mit Waſſer zu begießen, womit Vornehme und Geringe ſich von 12 Uhr Mittags bis zur *Ave Maria* um 7 Uhr Abends amüſiren. Zu dem Zweck werden von den Schwarzen eine Menge farbiger Wachskugeln, inwendig mit Waſſer gefüllt, zum Kauf herumgetragen, mit denen man ſich gegenſeitig ſo lange wirft, bis man entweder naß wie eine Katze iſt, und das ganze Zimmer in Waſſer ſchwimmt, oder die Müdigkeit einem das fernere Werfen verbietet. In vielen Häuſern begnügt man ſich aber nicht damit allein, ſon-

dern gießt ganze Schüſſeln mit Waſſer und ſpritzt mit Feuerſpritzen auf die Vorübergehenden, und wo etwa die Fenſter verſchloſſen ſind, werden die Scheiben mit den Wachskugeln entzwey geworfen, kurz, es iſt ein unſinniges Vergnügen, da dieſes Werfen nicht etwa nur unter Bekannten, ſondern unter Cre i und Pleti ſtatt findet, und die erſten Damen ſich ein Vergnügen daraus machen, einen vorübergehenden Neger zu begießen. Auch ich kam, trotz aller Vorſicht, nicht ganz frey, und wehe dem, der es wagen wollte es übel zu nehmen. Ein paar fremde Officiere, die in ein Haus eindringen wollten, aus welchem ſie ein unverlangtes Sturzbad erhalten hatten, wurden mit einem ſolchen Waſſerſtrohm empfangen, daß ihr Muth ſich plötzlich abkühlte, und ſie, von dem Gelächter des Volks begleitet; ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten; an einer andern Stelle ſoll es gar zu Dolchſtichen gekommen ſeyn. An dieſen drey Tagen wird gar nicht, oder nur während der Vormittage, gearbeitet; viele Familien entfernen ſich gänzlich aus der Stadt.

Die Waſſer-Wachskugeln ſind für die Verfertiger eine ſchöne Einnahme, da eine ungeheure Menge verbraucht wird, und das Stück 20 bis 40 Reis koſtet.

Dieſem Spektakel folgte am Aſcher-Mittwoch um 4 Uhr Nachmittags eine große Prozeſſion. Es wurden allerhand Gerüſte mit lebensgroßen Heiligen-Figuren, *Ecce homo's* u. ſ. w. von Prieſtern durch die Stadt getragen, die Gerüſte waren ſchön mit Blumen geziert, und vor jedem giengen Mädchen von ſechs bis acht Jahren, als Engel geputzt, d. h. in hübſchen bunten Kleidern, Flügeln von Gaze und reich mit Blumen und Steinen verziehrt; es machte ſich nicht übel.

Der Zug, der wohl tausend Schritte einnahm, gieng bis zum Kloster *St. Antonio*, das auf einer Anhöhe liegt. Ich folgte demselben bis dahin. Alle Straßen, so wie die Fenster aller Häuser, waren mit Zuschauern angefüllt, besonders zeigte sich das schöne Geschlecht, das an gewöhnlichen Tagen nie sichtbar ist, jetzt an den Fenstern in seinem besten Schmuck und recht zur Schau heraus geputzt, doch muß ich es meinem *guignon* zuschreiben, daß ich, so sorgfältig ich auch alle die Musterung passiren ließ, nicht so glücklich war, auch nur ein einziges schönes Gesicht zu erblicken. —

Als ich am Abend aus der Gesellschaft zu Hause gehen wollte, hatte es heftig geregnet und ein paar Straßen waren so überschwemmt, daß ich bis an die Kniee hätte waten müssen, wenn nicht glücklicherweise ein paar Neger mit einer *Portechaise* gekommen wären, und mich für blankes Geld aus meiner peinlichen Lage befreit hätten. Diese Portechaisen sind übrigens sehr unzweckmäßig und bestehn aus einer länglichten Muschel, eine Art Stuhl darauf, einem massiv vergoldeten Himmel darüber, an welchem krumme Biegel befestigt sind, womit die Neger diese Maschiene auf den Schultern forttragen, welches ein beständiges unangenehmes Schwanken verursacht. Rund herum gehen dicke schwarz-tuchene Gardienen, die gewöhnlich fest zugezogen werden.

Du mußt nun, lieber Freund! mir auf einen Spaziergang durch die Stadt folgen, indem ich versuchen will, Dir die Lage derselben einigermaßen zu beschreiben.

Rio de Janeiro in 22° 53′ Süd. Breite, 43° 12′ W. Länge, ist längs dem linken Ufer der Bay von

S. O. nach N. W. gebaut. Das S. O. Ende der Stadt ist gleichsam durch einen Berg bezeichnet, auf dem das Kloster *St. Theresa* liegt; weiterhin ist, von einem Theil der Stadt umgeben, der Berg *St. Antonio* mit einem Kloster gleiches Namens, dann näher der Bay zu, der *Monte do Castello* mit einer Festung, dem Neger-Gefängniß *Calhabouço* und der Kapelle *St. Sebastiaõ*, dann ziehen sich die Häuser längs dem Wasser hin bis zum *Monte de Conceiçaõ* und dem *St. Bento*-Kloster auf einer Anhöhe, die die N.W. Spitze der Stadt bildet. In der Breite hat die Stadt fast so viel, wie in der Länge, man kann sie gewissermaaßen in zwei Theile, die Alt- und Neustadt abtheilen, erstere vom Ufer an bis zur *Rua do Vallo* ist vorzüglich der Aufenthalt des Handels- und Gewerbstandes und der volkreichste Theil der Stadt; die Neustadt kann man rechnen von der benannten Straße *W. S. W. inclusive* der *Praça da Lampodoza* oder Theater-Platz und dem *Campo de S. Anna* oder *da Acclamacaõ* bis zur neuen Königsstraße, und in diesem Theil wohnt der Adel, zugleich aber auch die ärmste Klasse der Brasilianer und Portugiesen. Die Gaßen durchschneiden sich größtentheils in rechten Winkeln, doch giebt es viele ältere krumme und unregelmäßige Gaßen, indeß kann man sich bei einiger Kenntniß des Plans der Stadt leicht zurecht finden.

Noch füge ich eine kurze Beschreibung der Bay hinzu. Sie erstreckt sich von S.S.W. nach N.N.O. circa vier deutsche Meilen ins Land hinein, und ihre größte Breite mag drey deutsche Meilen seyn. Der *Sugarloaf* bezeichnet die Einfahrt links. Rechts hat man das *Fort St. Cruz*, dem ein zweites *Boa-Viagem* folgt, dann sind die Dörfer *Praya Domingo* und

Praya Grande am Ufer gebaut, und endlich *Armazem*, welches ein Gebäude der Regierung ist. Links neben dem Zuckerhut ist das *Fort St. Joaõ Lage*, dann sieht man die Pulvermühle auf einem Berge, in der Ferne die Gebirge von *Tejuca*, den *Corcovado*, einen hohen Berg mit einem Telegraphen, ferner *Bota fogo*, und die Kirche *Gloria* auf einer Anhöhe; dann kömmt der Theresien-Berg, wo die Stadt anfängt, davor liegt die Insel *Villganhon* mit einem Fort. Am Ende der Stadt, gerade über *St. Bento*, liegt die Insel *das Cobras*, welches eine starke Festung und zugleich das Staats-Gefängniß ist, dann kömmt der eigentliche Hafen, wo die Schiffe laden und löschen, mehrere hübsche Häuser zieren das Ufer bis zum kayserlichen Lustschloße *St. Christovaõ*, weiterhin breitet sich die Bay aus und enthält mehrere zum Theil bebaute Inseln, unter denen die *Ilha do Governador* (Gouverneurs-Insel) bei weitem die größte ist. — Der Horizont ist begränzt von den wunderbar geformten Gebirgen, worunter vorzüglich die runde Kuppel der *Maniocca* und die Orgel-Gebirge hervorstechen, welche letztere durch ihre Orgelpfeifen ähnliche Gestalt diesen Namen erhalten haben. Es ergießen sich einige Flüßchen in die Bay, wovon das größte der *Ynhomerim* im Hintergrunde derselben, auch nicht bedeutend ist. —

Nach dieser vorläufigen Beschreibung wollen wir unsern Spaziergang antreten.

Wir fangen mit der Straße *Vallon guinho* an, der äußersten nach N. W. — Hier sind die Sklavenmärkte, bestehend aus großen Scheunen ähnlichen Häusern, gewöhnlich mit einem Garten-Platz im Hintergrunde versehen.

So bald die Sklavenschiffe, die hier oft ankommen, gelöscht sind, und die Neger sich von der gewöhnlich nur kurzen Reise etwas erholt haben, werden sie hier zum Verkauf ausgestellt. Es war vor wenig Tagen eins angekommen mit 250 Schwarzen, größtentheils Kinder von zehn bis vierzehn Jahren; sie hockten in verschiedenen Häusern, in drei Reihen auf der Diele, gleich den Affen, waren zwar munter und lustig, sahen aber häßlich und abgezehrt aus. Mehrere Käufer waren beschäftigt, sich die ihnen passenden auszusuchen. Der Preis ist 150 bis 300 mille Reis (750 bis 1500 Rubel B. Ass.) für den Sklaven.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeilassen, ohne Dich etwas umständlicher über diesen Gegenstand zu unterhalten.

Die Neger werden von der afrikanischen Küste diesseits und jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung, von *Mosambique* u. s. w. geholt; zwar sollen, laut den Traktaten, keine nördlich der Linie gekauft werden, da dieses aber die besten und stärksten Neger sind, suchen die Sklavenhändler durch Schleichwege sie von dort zu bekommen; doch findet man sie hier nur selten. Es werden größtentheils Knaben und ganz junge Mädchen eingeführt, da man es vorzieht, solche zu kaufen, und sie selbst zu erziehen, indem die Erwachsenen sich oft nicht an das hiesige Klima gewöhnen können. Die verschiedenen afrikanischen Nationen unterscheiden sich fast auf den ersten Blick, durch die ihnen eigenthümlichen Physiognomien, und so ist ihnen auch der Charakter angeboh-ren, denn Neger aus einigen Stämmen bleiben bey aller Sorgfalt stets tückisch und boshaft, so wie andere, besonders die von *Mosambique*, einen sanften und friedlichen Charakter

haben. Fast alle haben eine unangenehme, gleichsam thierische Ausdünstung, die es einem Europäer zuwider macht, in ihrer Atmosphäre zu seyn. Die Behandlung der Sklaven, ist hier allgemein gut, es ist den Herren strenge untersagt, sie mit mehr als vierzig Schlägen zu bestrafen; bey größeren Verbrechen müssen sie an die Regierung abgegeben werden, die sie freilich, nach Beschaffenheit der Umstände, sehr strenge züchtigt; aber diese Härte ist nothwendig, um die große, die weißen Einwohner bei weitem an Zahl übersteigende Masse im Zaum zu halten. Die Neger können gesetzlich ihre Freiheit erhalten, wenn sie das Geld, was sie gekostet haben, ihrem Herrn wiedergeben; dieses würde Vielen nicht schwer werden, da sie, gegen eine bestimmte Abgabe, die Freiheit haben, auf Arbeit auszugehen; aber selten denkt der Neger an den nächsten Tag, und wenn er einige Vintem *) erübrigt hat, eilt er, sie zu vertrinken. Seine Bedürfnisse sind sehr geringe, die Kleidung kostet ihm fast gar nichts, und für 80 bis 100 Reis täglich, kann er sich vollkommen sättigen.

Die Männer findet man größtentheils von schönem Wuchs, und ich habe viele gesehen, die zum Modell eines Antinous unbedingt hätten dienen können; dabey giebt es manche, deren Körper ein lilla-braun-schwarz hat, welches, die natürliche Vorliebe für die weiße Farbe bei Seite gesetzt, wirklich schön genannt werden kann.

Ihre ganze Kleidung besteht oft nur aus einem Schurz um die

*) Ein Vintem ist eine Kupfermünze von 20 Reis, oder circa 10 Cop. B. Anm.

lenden geschlagen; die meisten tragen aber kurze Beinkleider von ordinairem Bauwollen-Zeug, zuweilen auch noch eine alte zerrissene Jacke, die sie irgendwo geschenkt bekommen haben, übrigens weder Hut noch Schuhe, welches nur ein Vorrecht der freyen Neger ist. In der Regel sind sie lustig, singen oder schreyen vielmehr fast den ganzen Tag, und da die glühende Sonnenhitze keinen Eindruck auf ihre nackten Körper macht, so können sie die grösten Lasten mit Leichtigkeit tragen, welches immer auf dem Kopfe, und unter Anstimmung besonderer Gesänge geschieht.

Von musikalischen Instrumenten besitzen sie zweierley; eine Art Balalaika oder plumpe vielseitige Guitarre, und ein anderes Instrument aus einer halben Kokusnuß bestehend, an der ein Bogen mit einer Darmseite befestigt ist. Die Nuß wird hart an die bloße Brust gedrückt, und dann giebt die Saite eine Art Ton, wozu gewöhnlich eine einförmige Melodie gesungen, und mit einer Erbsen-Klapper geschrillt wird. Diese warlich abscheuliche Musik ist ihnen unentbehrlich, um ihre Laune zu erhalten, und in großen Magazinen, wo viele Neger arbeiten, hält der Besitzer oft eigene Kerle, die ihre Landsleute durch Spiel und Possenreißen unterhalten müssen, weil die Arbeit dann rascher von Statten geht. — Die Negerinnen sind fast durchgängig häßlich, selbst ihr Wuchs ist nicht einmal erträglich, und sie sind sehr zum Fettwerden geneigt, doch haben sie allgemein schöne Arme, und kleine schmale Hände und Füße, obgleich sie keine Fußbedeckung tragen dürfen. Viele sind tatuirt, oder haben sich allerhand Zeichen als: Mond, Sterne u. s. w. in's Gesicht eingeschnitten,

oft fehlen ihnen die zwei obersten Schneidezähne, andere haben sich dieselben ganz spitz zugefeilt, kurz ihre afrikanischen Verschönerungs-Mittel machen sie vollends abscheulich in den Augen eines Europäers. Ihre Kleidung besteht größtentheils aus einem Hemde ohne Aermel und einem Unterrock; doch giebt es manche, die ein ordentliches Kleid anhaben, auch behängen sich die Wohlhabenderen mit einem Stück groben Tuchs in Form eines Mantels, ihre wolligen schwarze Haare putzen sie zuweilen mit einzelnen Blumen und bunten Papier-Schnitzeln, und halten es für eine Schönheit, wenn sie recht hoch auf dem Kopfe wie ein *Toupet* stehen; auch tragen sie gern Halsbänder von ordinairen Glasperlen, zuweilen mit kleinen Silberstücken verziert.

Alle Neger müssen sich zur katholischen Religion bekennen, und besonders die Negerinnen besuchen, so oft es ihnen erlaubt wird, die Kirchen; wobey sie sich nach Möglichkeit herausputzen. Das Portugiesische, was sie sprechen, ist ein unangenehmes *Patois*, und von Fremden, selbst wenn sie der Sprache noch so kundig sind, schwer zu verstehen.

Was den Charakter der Neger im Allgemeinen betrifft, so ist darüber nur Eine Stimme, daß sie, selbst bey der besten Behandlung, nichts taugen und nur durch Strenge im Zaum gehalten werden können. — Die Männer sind dem Trunk, dem Diebstahl und der Faulheit auf das äußerste ergeben; die Mädchen besonders der *Venus Vulgivaga*, und da es schwer ist, sie strenge dafür zu hüten, so treiben sie ihr Wesen so ungescheut als möglich. Die gewöhnlichen Folgen davon sind daher gang und gebe, doch bemerkt man in den Straßen

nur selten so schrecklich entstellte Gesichter, wie in manchen andern großen Städten Europa's.

Es hat mir immer übertrieben geschienen, wenn ich die vielen sentimentalen Geschichten von Negern gelesen habe, seitdem ich aber diese Menschen näher kennen gelernt, kommen sie mir vollends lächerlich vor.

Obgleich ich nicht in Abrede seyn will, daß es unter ihnen Genie's geben kann, und gegeben hat, wie ein *Toussaint*, *Christoph* u. s. w. so wird doch kein unbefangener Beobachter leugnen, daß diese Race noch in einer Art Kindheit sich befindet, und besonders eine ihr ganz eigne Apathie besitzt, die sie für alle höheren moralischen Gefühle unfähig macht, und ihnen nur den unbedachtsamen Frohsinn der Kinder läßt, so daß sie nie an den nächsten Augenblick denken, keiner dauernden Zuneigung fähig sind, und für nichts Sinn haben als zu essen, zu schlafen, und zu lieben; besonders findet dieses bey denen in Afrika gebornen Negern statt, selbst wenn sie ganz jung ausgeführt werden. Hier im Lande geborne Neger sind schon mehr der Kultur fähig, bei den Erstern hilft aber auch die beste Behandlung nichts. Diese Bemerkung mag paradox klingen, sie ist aber unbezweifelt wahr, und mir von den gescheutesten Leuten bestätigt worden. — Warlich! alle die menschenfreundlichen Männer, die ihre Kräfte erschöpfen, um über die Menschen-Rechte der Schwarzen zu deklamiren, sie sollten nur ein paar Wochen unter ihnen zubringen, und würden bald anderer Meinung werden. Statt Englands geheime Zwecke zu begünstigen, das den Sklaven-Handel nur seines eigenen Vortheils wegen abgeschafft sehn will, während es den

schändlichen Menschenraub der Barbaresken tolerirt, sollten die Mächte sich vereinigen, die Behandlung der Schwarzen durch strenge Gesetze so milde zu machen, wie es zum Theil schon hier der Fall ist, und dieses Volk wird sich weit besser befinden, als in seinem Vaterlande unter der gänzlich despotischen und tirannischen Willkühr seiner eigenen Fürsten.

Wenn Du das Gesagte für eine Apologie des Sklavenhandels hältst, so irrst Du Dich in meiner Meinung.

Sollte es dereinst den Amerikanern mit ihrer Unternehmung gelingen, die Neger in Afrika selbst so weit zu civilisiren, daß sie das Bedürfniß einer, auf die Anerkennung der Menschen-Rechte gegründeten Regierung fühlen lernen, dann würde es die gröste Schändlichkeit seyn, solche Menschen aus ihrem ruhigen Besitzthum zu rauben und wegzuführen, und ich will es herzlich wünschen, daß die Civilisation unter den Negern bald so weit fortgeschritten seyn möge. So lange aber gerade das Gegentheil statt findet, der Neger in seinem Vaterlande einer so gesetzlosen und empörenden Willkühr unterworfen ist, daß damit verglichen, die härteste Behandlung der Europäer menschlich scheint, so lange wird es zum Wohl der Neger selbst beitragen, wenn sie aus ihrer Heimath hinweggeführt werden. Schon seit geraumer Zeit hat man hier Gesetze zu ihrem Besten gemacht, wodurch sie jetzt größtentheils vor eigenmächtiger Willkühr ihrer Herren geschützt sind; es bedarf nur noch einer strengen und sehr leicht zu bewerkstelligenden Aufsicht, um zu verhindern, daß beim Transport die empörende Behandlung der Neger aufhört, und kein Schiff eine größere Anzahl einnimmt, als der Raum es bequem erlaubt, dann freilich würde aber der Neger-

handel für's erste nicht aufhören, sondern die Sklaven nur etwas theurer werden, und damit ist den Engländern nicht gedient, die, selbst einen Ueberfluß davon in ihren Colonien besitzend, durch gänzliche Abschaffung des Negerhandels die übrigen amerikanischen Mächte verhindern wollen, ihre Besitzungen in Aufnahme zu bringen, und das schöne Wort „Menschen-Rechte" nur zur Folie ihres eigenen Nutzens gebrauchen.

Was die Mulatten betrifft, so stehen sie mit den hier gebornen Negern auf einer Stufe, und sind nicht sehr zahlreich; die weiblichen sind in der Regel hübscher von Wuchs, als die Negerinnen, auch findet man mehrere Freygelassene unter ihnen, die man daran erkennt, daß sie Schuhe, und die Männer Hüte tragen.

Von den einheimischen wilden Nationen habe ich nur einen Botecuden gesehen, der Krankheit halber von einer großen Truppe zurückgeblieben war, die man eingefangen, eine Zeit lang hier gut behandelt, und dann wieder freigelassen hatte; er gieng ganz nackend, sah fürchterlich entstellt aus, durch seine herabhängenden Ohren und das abscheuliche Holz in der Unterlippe, und zeigte sich, obgleich gut genährt, sehr gefräßig. Auch eine Tupayas-Familie sah ich öfters; sie sind eher klein als groß von Wuchs, haben plumpe aber gutmüthige Physiognomien, eine helle Kupferfarbe, und waren wie die Neger gekleidet; sie sind völlig frei, und arbeiten im Arsenal. Hier waren auch ein paar Chinesen als Arbeiter angestellt, die in dem Aeußern viel Aehnlichkeit mit den Tupayas haben, bis auf die Augen, die lebhafter, und etwas in die Länge gezo-

gen sind. Doch diese lange Abhandlung hat uns ganz von unserm Spaziergang abgebracht, und es ist Zeit, daß ich ihn fortsetze.

Von der *Vallongo* geht man ein paar Straßen bis zum *Monte de Conceicaõ*, wo eine Zucker-*Trapixe* ist. Dieses sind bedeutend große Räume oder Scheunen, in denen die von *Campos* oder *Santos* zur Stadt gebrachten Zucker-Kisten, unter Aufsicht der Regierung, gespeichert werden. Es giebt in *Rio* fünf dergleichen *Trapixen* für Zucker, alle längs dem Ufer gelegen, vier auf dieser Seite, und eine auf der Insel *das Cobras*. In jeder haben wohl zwey bis dreytausend Kisten Platz. Die Zucker-Kisten werden bei ihrer Ankunft angebohrt, und eine starke Probe genommen, nach welcher eine geschworne Comität die Gattung (*Redondo*, *Meia Redondo*, *Batide*, *Meia Batide* und *Moscobade*) bestimmt, der gemäß das Zeichen auf die Kiste eingebrannt wird; zugleich werden sie numerirt, gewogen, und das Netto-Gewicht mit schwarzer Farbe aufgemerkt, indem die Thara so angenommen wird, wie sie der Pflanzer auf den Kisten angezeigt hat. Beim Verschiffen findet das Nachwägen nicht statt, auch kömmt das Gewicht gewöhnlich sehr gut aus, da große Ordnung in dieser Verwaltung herrscht. Im October und November kommen die bedeutendsten Zucker-Partheien zur Stadt, wo dann auch gewöhnlich die Preise am billigsten sind. Die Regierung nimmt von den Zuckern eine Abgabe von 10 p. Ct. die der Verkäufer tragen muß; das Lager-Geld, ohne Rücksicht auf längere oder kürzere Zeit, ist 30 Reis die Arroba (eine Arroba ist circa 35 Pf. russisch), wovon der Käufer und Verkäufer jeder die Hälfte tragen. Für andre Waaren, als: Häute, Mehl, Weizen u. s. w.

giebt es besondere *Trapixen*. Von dem *Monte Conceiçaõ* durchwandern wir wieder einige Straßen, lassen das St. Bento-Kloster links liegen, und befinden uns am Anfang der Hauptstraße *Rua Direita* vor dem Eingange zum Arsenal; laß uns hinein gehen! —

Alles wimmelt von geschäftigen Leuten, denn der Kaiser sucht seine Marine auf einen respectablen Fuß zu bringen; unter mehreren Obdächern sind neue Kanonenböte angefangen, ein großes massives Gebäude enthält unten Magazine von Kriegs-Bedürfnissen, oben die Marine-Behörden und Wohnungen der Beamten; in mehreren anderen Häuschen sind Werkstätte und Ablege-Behälter angebracht, alles ist in der größten Thätigkeit, denn der Kaiser kömmt fast täglich selbst hieher und will alles schnell vollendet sehen. Hier stehen mehrere Officiere in Marine-Uniform, einer von ihnen ist Lord Cochrane, jetzt in hiesigen Diensten; sein Aeußeres hat nichts Ausgezeichnetes. Weiterhin wird eine große Parthie Tauwerk empfangen, der Intendant des Arsenals, ein schon alter sehr würdiger Mann, ist selbst zugegen; er ist früher Admiral gewesen. So lange er dabei ist, wird rasch gewogen, aber kaum wendet er den Rücken, so machen die andern Herren mit aller möglichen Artigkeit Feyerabend, und der Lieferer muß Wochen lang warten, bis es ihnen gefällt, den Empfang fortzusetzen. Die Arbeiter sind größtentheils Verbrecher, weiße und schwarze, ohne Unterschied zu zweien mit einer schweren Kette zusammengefesselt. Das Diebes-Handwerk haben sie darum doch nicht verlernt, denn als ein Bekannter von mir einmal ein paar Bouteillen Champagner hinbrachte, in der

Hoffnung, durch dieſen flüchtigen Geiſt die Langſamkeit der Empfänger zu beflügeln, und ſich nur einen Augenblick von ſeinem mit einem Tuche bedeckten Necktar entfernte, war ſogleich die Hälfte verſchwunden, und der Thäter, wie natürlich, nicht aufzufinden. Einer ſehr üblen Gewohnheit muß ich noch erwähnen; man raucht nemlich hier zwiſchen allen dieſen feuerfangenden Waaren ganz ungenirt ſeine Cigarro, wirft auch wohl den noch glimmenden Stummel unbedachtſam hin, und als ich dem Intendanten meine Verwunderung darüber bezeugte, meinte er, daß es nichts zu ſagen habe und man kein Beyſpiel eines dadurch verurſachten Schadens hätte.

Die ſämmtlichen Arſenal-Gebäude ſind von der Landſeite mit einer Mauer umgeben, und an den zwey Eingängen befindet ſich eine ſtarke Wache. —

Neben dem Arſenal iſt der Hauptplatz für die Fährböte, deren es zweierlei giebt, Böte mit zwei und vier Negern als Ruderer bemannt, und mit einem leinenen Sonnendach verſehen, und Canots, trogähnliche circa zwanzig Fuß lange Fahrzeuge, von zwei Negern, wovon an jedem Ende ſich einer befindet, regiert. Dieſe letztern ſind billig, und für einige Vintem kann man überall hinfahren; erſtere rühren ſich ſelten unter 480 Reis. Wir gehen jetzt die *Praya*, oder das Ufer entlang. Der Platz bis zu den Häuſern iſt mit allerhand verkäuflichen Sachen bedeckt, Brennholz, Bananen, türkiſcher Weizen, Farinha (Manioc-Mehl), Bohnen, u. ſ. w. Hier herrſcht aber ein unangenehmer Duft, und überall iſt dicker Schmutz verbreitet, denn in ganz *Rio* giebt es weder einen Ausguß, noch ein Privé, ſondern alles dieſes wird von Negern aus den

Häusern getragen, und zum Theil auf dieser Stelle an dem Ufer ins Wasser gestürzt, indem man es der Fluth überläßt, dasjenige davon wegzuführen, was sie erreichen kann. — Weiterhin ist die *Praya dos Mineiros*, wo diese Bewohner von *Minas* in großen mit einem Dach versehenen Böten anzulanden pflegen. Dann kommt der *Praça do Commercio*, der jetzt ganz angefüllt mit unverkauften Ankern und großen Steinen liegt; zwischen diesen treiben eine Menge Negerinnen ihr Wesen, indem sie unter freyem Himmel oder einem schmutzigen Leinwand-Dach, bei einer Kohlenpfanne, die appetitliche Kost der Neger, aus *Carna Secca* (getrocknetem Fleisch), *Feixões* (Bohnen) und *Farinha* (Manioc-Mehl) bestehend, bereiten, die diese liebenswürdigen Naturkinder dort in Menge verzehren, indem sie dazu, statt der Löffel, sich der ihnen von Gott gegebenen zehn Finger bedienen.

Auf diesem Platze steht die Börse, ein von dem letzten Könige bald nach seiner Ankunft hier erbautes wirklich schönes Gebäude. Es ist ein Viereck mit vier gleichen Fronten; das Innere besteht aus einer herrlichen, mit Säulen verzierten und mit einer Kuppel versehenen Rotonde, und an den vier Ecken sind große Zimmer zur Besorgung der kaufmännischen Geschäfte angebracht. So weit wäre alles gut, aber da hier kurz vor der Abreise des Königs der Vorfall statt fand, daß dort versammelte Bürger durch Soldaten überfallen, und mehrere derselben erschossen wurden, so setzt seitdem kein Kaufmann mehr seinen Fuß in dieses Gebäude, und als der Kaiser vor ein paar Tagen befahl, einen Theil der Zollbehörden dahin zu verlegen, fand

ſich's, daß die ganze nördliche Fronte geſunken war, und daher wird dieſelbe jetzt abgetragen.

Neben der Börſe liegt die *Alfandega* oder das Zoll-Gebäude. Es beſteht aus mehreren großen Packhäuſern und vielen Comptoirs für die Beamten. Von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags herrſcht hier das ganze Jahr hindurch ein beſtändiges Gewühl, denn der Handel von *Rio* iſt ſehr bedeutend und wird es mit jedem Jahre mehr. — Alle nur denkbaren Handels-Artikel Europens werden hier hergebracht, beſonders überſchwemmen Engländer und Franzoſen dieſen Ort mit allen möglichen Fabrik- und Manufactur-Waaren. Die ankommenden Schiffe dürfen nur von Mitternacht an, bis 7 Uhr Morgens löſchen; dann müſſen die Lichter-Fahrzeuge an den Zoll kommen, und hier werden die Waaren unter genauer Kontrolle in den Packhäuſern niedergelegt, wozu eigens dafür verantwortliche Leute angeſtellt ſind. Alle Waaren ohne Unterſchied werden Stück vor Stück unterſucht, und wo es angeht, mit einer Plombe verſehen; der Zoll iſt 24 p. Ct. vom Werth, nach einer ſtattfindenden früheren Taxation, die größtentheils etwas geringer, als der würkliche Werth, oft aber ſehr unverhältnißmäßig und falſch iſt. Engliſche Waaren in engliſchen Schiffen direct aus Großbrittanien zahlen laut Vertrag, nur 15 p. Ct. — Nach den gemachten Erfahrungen bin ich feſt überzeugt, daß in der Folge ein ſehr vortheilhafter directer Handel mit ruſſiſchen Manufacturwaaren, als Tauwerk, Seegeltuch, Glas u. ſ. w. wird eingeleitet werden können, da dieſe Artikel alle billiger und beſſer von Rußland, als von irgend einem andern Ort geſtellt werden können, und in großer

Menge verbraucht werden. Es wäre höchst wichtig, und wie ich glaube, mit wenigen Schwierigkeiten verknüpft, wenn die russische Regierung durch einen Handels-Traktat sich dieselben Vortheile zueignen würde, die die Engländer besitzen, und der Nutzen würde bei Rußlands unermeßlichen Hülfs-Quellen und dem jetzigen Fabrik-System, gewiß alle Erwartung übertreffen.

Der Zoll ist die Haupt-Einnahme der hiesigen Krone, da sonst fast gar keine Abgaben erhoben werden. Die Zollbeamten sind, was man nicht überall in Europa findet, artig und so viel sie können, gefällig; nur geht die Expedition der sehr gehäuften Geschäfte, und des, für die Größe derselben zu beschränkten Raumes wegen, sehr langsam. Die namhaften Kaufleute hier genießen übrigens den Vortheil, daß sie die Zoll-Abgaben erst drey und sechs Monaten nach geschehener Dispaschirung zu entrichten brauchen, was bei den hohen Interessen ein bedeutender Gewinn ist. Die Arbeiter am Zoll sind alle Neger, die von der Regierung bezahlt werden; die Waaren werden beym Hin- und Herschleppen mit so geringer Sorgfalt behandelt, daß einem Europäer vor Aerger die Galle überlaufen kann. —

Wenn man von der Wasser-Seite um das Zollhaus herum geht, kommt man an die *Praya*, wo der Fischmarkt ist. Die schwarzen Verkäufer sitzen unter einem hölzernen Obdach, wo die Fische und Schildkröten einigermaßen vor den Sonnenstrahlen geschützt sind. Hierauf erreicht man einen recht hübschen viereckigen Platz, *Praça do Pallacio*, oder Pallast-Platz; er ist gepflastert und mit ansehnlichen Häusern und ein paar Kapellen umgeben. Die eine Seite

nimmt der königliche Pallaſt ein, der indeſſen nur ein groſſes Haus, ohne architektoniſche Merkwürdigkeit iſt, und auch nicht mehr zur Wohnung für die kaiſerliche Familie dient, die ſich beſtändig auf dem Luſtſchloſſe *St. Christovaõ* aufhält. In der Mitte der einen Fronte dieſes Platzes, nach der Waſſerſeite zu, ſteht ein ſteinerner, mit vielen Schnörkeln und andern Zierrathen überladener Springbrunnen, aus dem das ſchönſte Waſſer, von der groſſen Waſſerleitung hergeführt, ſtrömt, und der daher immer von Negern und Negerinnen belagert iſt, die das Waſſer für ihre Herrſchaft oder zum Verkauf von hier holen; ſolcher groſſen Spring-Brunnen giebt es fünf in *Rio de Janeiro*, die Menge kleiner nicht gerechnet. Das Ufer an dieſem Platz, und noch etwas weiter, iſt mit einer ſoliden ſteinernen fünf Fuß hohen Mauer und dergleichen Bänke eingefaßt, wo ſich nach Sonnenuntergang viele Menſchen verſammeln, um die friſche Kühle der Seeluft zu genieſſen.

Wir gehen noch das Ufer entlang bis zur *Praya Manuel*, wo der Vogelmarkt iſt, und Dein Auge entzückt wird, von der Menge ſchön gefiederter Vögel, die hier verkauft werden. Auſſer den mannigfaltigſten Papagoien, ſieht man auch den ſchönen Kardinal mit der Scharlach Federkrone, und vor allen Dingen die prächtige *Viuva*, einen Vogel von der Gröſſe einer Nachtigall, mit ſchwarzen glänzenden Schwungfedern die drei mal länger ſind, als der Vogel ſelbſt. Auch ſein Geſang iſt angenehm; was bei den Tropiſchen Vögeln eine Seltenheit iſt.

Wir verlassen jetzt das Ufer und gehen rechts durch eine Querstraße nach der *Rua da Misericordia*. An ihrem Ende liegt das Hospital, vorzüglich für Kranke geringerer Klasse bestimmt, auch haben die Paters die Verpflichtung, die in der Stadt sterbenden Neger und andre aus der niedern Volksklasse auf ihrem Kirchhofe zu beerdigen. — Doch ich bin von dem vielen Gehen warlich müde, und mein Magen erinnert mich, daß es halb drey Uhr, die hiesige Essenszeit, ist; ich eile also die *Rua Misericordia* hinauf, wo ich nichts Merkwürdiges finde, durch den Bogen am Pallastplatz, der dieses Gebäude mit der Bibliothek vereinigt, durch, und über diesen Platz, die *Rua Direita* ganz hinauf, bis zu einem Freunde, wo ein gutes Mittagsmahl meine Kräfte wieder herstellen soll.

Es ist fünf Uhr, und da nur höchstens bis sechs Uhr Tag ist, so wollen wir eilen, unsern Spatziergang fortzusetzen; wir waren heute Morgen die Stadt der Länge nach durchwandert, in derselben Lage gehen die Straßen *Candellaria*, wo alle Wachslicht-Verkäufer, die *Rio* in großer Menge zählt, ihre Buden haben, dann die *Rua da Quitanda*, wo die Portugiesen ihre Schnitt-Waaren-Laden haben; eine Bude ist neben der andern, sie sind ohne Ausnahme so klein, daß kaum 3 bis 4 Personen sich darin umwenden können; von Außen sind mehrere Stoffe ohne Geschmack aufgehängt und nur in einigen wenigen findet man elegante Waaren.

Die *Rua dos Ourives*, die darauf folgt, ist aber wirklich brillant; denn sie besteht, obgleich sie ebenfalls einen großen Theil der Länge der Stadt einnimmt, fast nur aus Silber- und Schmuck-Buden, und enthält daher eine große Menge

dieser Läden, wovon mehrere einen reichen Vorrath verarbeiteten Silbers besitzen. Nach genauer Untersuchung muß ich aber bekennen, daß ich fast gar keine geschmackvollen Gefäße und diese nicht vollkommen gut gearbeitet gefunden habe; das wenige einigermaßen erträgliche, waren Aufsätze, die aus *Porto* gekommen, und im englischen Geschmack gearbeitet waren.

Unter den Edelstein-Laden ist vorzüglich einer merkwürdig, der nach der allgemeinen Meinung für achtzig bis hundert *Conto de Reis* *) an Steinen enthält. Es ist eine wahre Freude, die große Menge verschiedener, oft schön geformter, Edelsteine zu sehen: Topase, Chrysolite, Amethyste, Smaragde, Brillanten und viele andre Gattungen; man ist übrigens sehr irre, wenn man glaubt, daß diese Waare hier für einen Spottpreis zu haben ist, im Gegentheil, ist sie allgemein so theuer, daß man sie in Europa beinahe eben so billig kaufen kann.

Die nun folgende *Rua do Vallo*, die gewissermaßen die Grenze der Altstadt macht, enthält nichts Merkwürdiges; wir besuchen daher die Querstraßen, die diesen Theil der Stadt durchschneiden, wir gehen die Straßen *Pescadores*, *Violas*, *St. Pedro* und *Rua do Sabaõ* vorbey. Die *Rua d'Alfandega* ist der Aufenthalt aller Tischler und Sattler, die hier fast ausschließend ihre Magazine haben; alle Arbeiter in sämmtlichen portugiesischen und brasilianischen Werkstätten sind durchgehends Neger. In der *Rua de traz do Hospiça*

*) Ein *Conto de Reis* ist die Benennung für eine Million Reis oder 5000 Rubel B. A.

und *do Rasario* ist nichts besonderes zu sehen; doch nun treten wir in die *Rua d'Ouvidor*, und glauben uns nach Paris versetzt. Hier in dieser Straße haben nemlich die Franzosen ihre Laden angelegt, und zwar mit aller Eleganz der Französischen. Die kostbarsten und feinsten Stoffe, und tausend Kleinigkeiten des Luxus und der Mode sind nicht nur in denselben zu haben, sondern locken auch durch eben so geschmackvolle, als brillante Auslagen, die Vorübergehenden hinein. Dabey sitzt gewöhnlich Madame oder Mademoiselle elegant geputzt hinter dem schön polirten Tisch, und in den Modeladen sind ein halbes Dutzend sehr fein und sauber gekleideter möglichst hübscher Negerinnen beschäftigt, Putz zu bereiten, während (es ist schon dunkel) eine Menge argantischer Lampen, deren Schein durch große Wandspiegel verdoppelt wird, eine brillante Helle verbreiten. Hier bekömmt man Alles, was sich der verwöhnteste *Petit-maitre*, die eleganteste Mode-Dame wünschen kann, versteht sich für sehr schweres Geld. — In jenem Laden des *Maitre Coiffeur* willst Du deine Haare schneiden lassen; er führt Dich in ein sauberes, ganz mit Spiegeln garnirtes Cabinet, und Du wirst *à la française* oder *à l'anglaise* geschoren; auch steht *huile antique* zu Deinem Dienste, der Preis für die Bemühung wird deiner Generösität überlassen, aber wenn Du weniger giebst als eine mille Reis (circa 5 Ro. B. A.) so bekömmst Du ein unfreundliches Gesicht. — Ein *maître tailleur Cesar* hat so eben hier ein doppeltes Attelier errichtet; zwanzig Neger und ein halbes Dutzend Negerinnen sind in dem einen Zimmer mit der Näharbeit beschäftigt, während die drei Chefs und ein

paar andere französische Commis in dem andern alle Hände voll zu thun haben, um die bestellten Sachen zuzuschneiden und ihren Kunden die eleganten Stoffe vorzulegen, womit ihr auf das glänzendste ausgeputztes Waarenlager so eben aus Paris versehen worden ist.

Laß uns nun auch den übrigen Theil der Stadt besuchen. Am obern Ende der *Rua d Ouvidor* tritt man auf den Platz *St. Fransisco de Paula* mit der Kirche gleiches Namens, die die größte in *Rio* ist; der Platz ist nicht groß und enthält in der Fronte die moderne Ruine einer andern Kirche, die erst halb vollendet worden, und bei dem jetzigen Mangel an Religions-Eifer wohl nie geendigt werden wird. Moos und Bäume, die auf den Mauern wachsen, und Ziegen die häufig darauf herum klettern, geben einen grotesken Anblick. Wozu braucht es auch der vielen finstern Mauern in einem Lande, wo Gottes Größe sich tausendfach in der herrlichen Natur ausspricht.

Rund um diese Ruine wohnen die Pferde- und Wagen-Verleiher und haben ihre Ställe an dieselbe angebaut.

Gleich daneben ist das neue, von dem Könige 1810 erbaute Theater, ein Eckhaus, das einen großen Platz einnimmt, und seine mit Arkaden versehene Fronte nach dem geräumigen Theaterplatz, sonst *Lampodoça* genannt, hat. Von hier aus rechts kömmt man nach dem *Campo de St. Anna*, jetzt *d'Acclamacaõ* genannt, weil auf demselben der Kayser *Pedro* der Erste am 12 October 1822 als solcher vom Volk proklamirt wurde; es war zu dem Ende hier ein hübsches Häuschen gebaut worden, wo er sich mit Gemahlin und

Kinder während der Feyerlichkeit aufhielt, und das noch steht. — Der Platz ist so groß, das zwanzig tausend Mann mit Bequemlichkeit darauf manövriren können; in der Mitte ist ein sehr ansehnlicher steinerner Spring-Brunnen, der immer von Negerinnen umgeben ist, die hier ihre Wäsche waschen, denn diese wird in *Rio* nur in kaltem Wasser gewaschen, und derb geklopft. Umgeben ist der Platz nur auf einer Seite von einem schönen Gebäude, dem kayserlichen Museum, ebenfalls vom Könige gebaut. Die Häuser auf den drei andern Seiten sind größtentheils klein, und nur wenige bedeutende darunter, wie das des Grafen *Rio Secco* und ein paar andere. Von hier führt der Weg nach der Königsstraße und bald zur Stadt hinaus. Geht man den Theaterplatz hinüber links, so kömmt man an die *Rua Lavradio*, die auf der südwestlichen Seite der Stadt fast bis zum Theresien-Berg führt; man wendet sich am Ende derselben wieder links und geht durch einen Theil der Arcaden der Wasserleitung, die sich hier schön ausnehmen, durch die *Rua das Mangueiras* bis zum öffentlichen Garten, der nahe beym Theresien-Berg und dem südlichsten Ende der Stadt bis an's Ufer der Bay sich erstreckt, und so zurück durch die Straße *das Marrecas*, dem schönen Marrecas-Spring-Brunnen vorbey, in die *Rua dos Barbonios*, der englischen Kapelle vorbey, durch die Straße *da Ajuda* bis zur *Rua d'Ourives* der Altstadt zurück.

Wir haben jetzt durch die ganze Stadt die Runde gemacht, und ich kann dem nur noch beyfügen, daß, öffentliche Gebäude und ein paar sogenannte Palläste ausgenommen, die Häuser

Hoffnung, durch dieſen flüchtigen Geiſt die Langſamkeit der Empfänger zu beflügeln, und ſich nur einen Augenblick von ſeinem mit einem Tuche bedeckten Necktar entfernte, war ſogleich die Hälfte verſchwunden, und der Thäter, wie natürlich, nicht aufzufinden. Einer ſehr üblen Gewohnheit muß ich noch erwähnen; man raucht nemlich hier zwiſchen allen dieſen feuerfangenden Waaren ganz ungenirt ſeine Cigarro, wirft auch wohl den noch glimmenden Stummel unbedachtſam hin, und als ich dem Intendanten meine Verwunderung darüber bezeugte, meinte er, daß es nichts zu ſagen habe und man kein Beyſpiel eines dadurch verurſachten Schadens hätte.

Die ſämmtlichen Arſenal-Gebäude ſind von der Landſeite mit einer Mauer umgeben, und an den zwey Eingängen befindet ſich eine ſtarke Wache. —

Neben dem Arſenal iſt der Hauptplatz für die Fährböte, deren es zweierlei giebt, Böte mit zwei und vier Negern als Ruderer bemannt, und mit einem leinenen Sonnendach verſehen, und Canots, trogähnliche circa zwanzig Fuß lange Fahrzeuge, von zwei Negern, wovon an jedem Ende ſich einer befindet, regiert. Dieſe letztern ſind billig, und für einige Vintem kann man überall hinfahren; erſtere rühren ſich ſelten unter 480 Reis. Wir gehen jetzt die *Praya*, oder das Ufer entlang. Der Platz bis zu den Häuſern iſt mit allerhand verkäuflichen Sachen bedeckt, Brennholz, Bananen, türkiſcher Weizen, Farinha (Manioc-Mehl), Bohnen, u. ſ. w. Hier herrſcht aber ein unangenehmer Duft, und überall iſt dicker Schmutz verbreitet, denn in ganz *Rio* giebt es weder einen Ausguß, noch ein Privé, ſondern alles dieſes wird von Negern aus den

Rio, den 13ten März 1824.

Es hatte ſich hier vor 6 Wochen eine ſonderbare Begebenheit zugetragen. Ein holländiſcher Capitain Brouwer, kam vom Cap der guten Hoffnung mit einer Ladung Güter und 16000 baaren Piaſtern an Hindrichs Wiers u. Co. an, und nachdem er mehrere Tage gezögert die Contanten zu löſchen, kömmt er den vierten Tag an's Land, und erklärt, das ihm das Geld in der vergangenen Nacht aus der Cajute geſtohlen worden ſey. Die Sache machte großes Aufſehen, da aber Hindrichs Verdacht ſchöpfte, ließ er in ſeiner Function als holländiſcher Konſul den Capitain und die ganze Mannſchaft arretiren. Bis jetzt hatten ſie geſeſſen ohne etwas zu bekennen, bis endlich vor einigen Tagen dem Steuermann die Zeit lang wurde, und er geſtand, daß der vorgegebene Diebſtahl nur eine mit dem Mit-Inhaber des Schiffs, Wilſon, auf dem Cap verabredete Betrügerey geweſen ſey, das Geld war dort geblieben, die Kiſten mit Eiſenwerk gefüllt, hatte der Capitain mit ſeiner, und der Hülfe des Boots- und Zimmermanns über Bord geworfen, da es ihm in zwey verſchiedenen Verſuchen mißglückt war, ſo wohl das Schiff auf den Strand zu ſetzen, als es in Brand zu ſtecken. Sobald dieſes von dem Steuermann ausgeſagt war, beſtätigten der Boots- und Zimmermann, die auf dem Blockſchiffe gefangen ſaßen, daſſelbe augenblicklich, nur der Capitain leugnete noch hartnäckig. Ich begleitete Hrn. Hindrichs in beide Gefängniſſe; wo die Ausſagen der Leute nochmals notarialiter aufgenommen wurden, und in allen Stücken übereinſtimmten. Das Stadt-Gefängniß liegt am *Monte de Conceiçaõ*, es

hat dreierley Arten Gefangen-Behälter: Keller für schwere Verbrecher, dann in dem Erd-Geschoß große Räume mit eisernen Gitter-Thüren versehen, wo die übrigen Gefangenen verwahrt werden, und durch die Gitter sich mit ihren sie besuchenden Angehörigen unterhalten können. Ich war hier Zeuge einer rührenden Scene, indem eine anständig gekleidete Frau mit ihrem Kinde ihren gefangenen Ehemann besuchte, und das Kind als es den Vater sah, durchaus zu ihm hinein wollte, und so lange weinte und schrie, bis der Gefangenwärter, selbst davon gerührt, die Thüre öffnete und es mit der Mutter hineinließ. Eine kleine Beysteuer von unsrer Seite konnte leider nur Linderung, nicht Abhülfe ihrer traurigen Lage bewirken. Die wohlhabenden Gefangenen werden in eigenen guten Zimmern verwahrt, und die Behandlung soll im Allgemeinen sehr gut seyn. Auf dem Blockschiffe, wo die ordinairen Leute sitzen und dort zur Arbeit angehalten werden, herrscht viel Ordnung und, ohngeachtet der großen Anzahl Gefangenen, reine Luft.

Seit einigen Tagen regnet es unaufhörlich, doch hat die Hitze nicht abgenommen. Man hört wohl von plötzlichen Todesfällen, besonders wenn die Leute sich unbedeckt den Sonnenstrahlen ausgesetzt haben, doch giebt es durchaus keine ansteckende Krankheit. Auch ich befand mich einige Tage sehr unwohl, ging aber sogleich zu einem geschickten Arzt, einem Engländer, *Coates*, durch dessen Hülfe ich bald wieder hergestellt wurde. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bemerkung, daß die brasilianischen Apotheken in einem kläglichen Zustande sind.

Es giebt deren eine ungeheure Menge drei, vier neben einander, aber oft fehlen ihnen die wichtigsten Ingredienzen; Latein verstehen die Herren fast gar nicht, die Recepte müssen daher portugiesisch geschrieben seyn; und bey flüßigen Sachen muß man selbst ein Glas mitschicken, da man keines bei ihnen findet; erst jetzt etablirt sich ein Franzose in der *Rua da Ajuda* und wenn er seine Offizin eröffnet, so kann man hoffen, daß diesem Mangel abgeholfen seyn wird, da der Besitzer ein Mann von Kenntnissen, und mit einem reichen Vorrath Waaren versehen ist.

Von einem Besuch des Theaters versprachen mir meine Freunde nur geringen Genuß, doch wollte ich es nicht unterlassen; fand aber ihr Urtheil so bestätigt, daß ich mich nur zwey mal überwinden konnte dahin zu gehen. Das Theater hat inwendig die Größe des Berliner Opern-Hauses, die Verzierungen sind vergoldet auf grünem Grund, und nehmen sich gut aus. Es hat ein Parterre mit Bänken, drei Reihen Logen und eine Gallerie; Die kayserliche Loge im Hintergrunde ist hübsch verziert. Das eine mal sah ich eine Operette mit Ballet, doch sowohl Gesang als Tanz waren höchst mittelmäßig; das zweite mal in den Fasten, bekam ich ein geistliches Stück *St. Cecilie* zu sehen, wo gewaltig viel Spektakel vorkam, und die Schauspieler sich bemühten recht unnatürlich zu schreien und zu poltern. Dieses letzte mal waren der Kayser und die Kayserin in vollem Staat zugegen; sobald der Vorhang in den Zwischenakten fiel, standen beide, und zugleich sämmtliche Personen in den Logen auf. Das Proscenium war mit acht Kron-

leuchtern ſehr gut erleuchtet, auch war es beſetzt, obgleich die Entree zum Parterre 1 mille Reis koſtet. Die Damen ſitzen nur in den Logen, wo ſie ſich ſehr geputzt eingefunden hatten.

Der *Passejo Publico* oder öffentliche Garten iſt eine angenehme Promenade; wiewohl von geringem Umfange, enthält derſelbe doch ſchöne ſchattige Alleen von Tamarinden, Acaju, Gojaba und Mango-Bäumen. Auf letzteren wächſt häufig eine hübſche Schmarotzer-Pflanze mit einer roth- und blauen Blüthe. Die Quartiere ſind mit einem ſauberen Geflecht von Bambus-Rohr eingefaßt, und mit einer großen Menge verſchiedener Gewächſe gefüllt, als: Chineſiſche Roſen, Korallen-, Talg-, Kampfer-, Feigen- und Erbſenbäume, Gebüſche von Volkameria, Cardemon und Canna India, auch eine große Anzahl Europäiſcher Blumen, alle gut gepflegt. Steinerne Bänke laden zum Sitzen ein, ein ſchöner Springbrunnen mit chryſtallhellem Waſſer bietet Erfriſchung dar, und am Ende des Gartens iſt eine gemauerte Terraſſe, an der die Wellen der See ſich brechen, und wo man, außer einer wohlthuenden Kühle, auch noch einen entzückenden Anblick auf die ſchöne Bay genießt. Der Garten lag lange verwildert; erſt ſeit kurzer Zeit iſt er durch die Sorgfalt des vorzüglichen Botanikers Pater *Leander*, der die Aufſicht über dieſen und den botaniſchen Garten erhalten hat, wieder hergeſtellt worden, und wird täglich verſchönert. Schade, daß dieſer angenehme Ort faſt am Ende der Stadt liegt, und ſo wenig beſucht wird.

Die Fahrt nach dem kayſerlichen Luſtſchloße *St. Chriſtovaõ* gewährt Unterhaltung, doch weder in dem Gebäude, noch in dem dabei befindlichen Garten giebt es etwas Merk-

würdiges zu ſehen. Ohnweit davon hat ein Deutſcher, Fröhlich, ein ſchönes neues Haus. Erſt ſeit zwölf Jahren befindet er ſich in *Rio*, hat ganz klein angefangen, hier einen Platz gemiethet, wo er die nach der Stadt kommenden Mineiros mit Kaffee aufgenommen, und ihnen denſelben abgekauft hat; durch Fleiß und Rechtlichkeit iſt ihm dieſer Handel geglückt, er macht jetzt faſt die größten Geſchäfte in dieſem Artickel, hat ein eigenes großes, ſteinernes Haus, deſſen Zimmer elegant mit franzöſiſchen Tapeten verziert ſind, und ſolide Nebengebäude, Kaffee-Magazine u. ſ. w. erbaut, und einen artigen Garten angelegt, in dem eine breite Allee von großen Kaffeebäumen bis zum Ufer der Bay führt, wo ein in das Waſſer hinein gebaueter ſteinerner Quai einen vortrefflichen Landungs-Platz giebt. — Hier bekam ich zuerſt einen Begriff von der unglaublichen Fruchtbarkeit dieſes Landes. Orangen-Stecklinge haben in fünf Jahren Bäume gegeben, unter deren Schatten man ſtehen kann, und ſind mit Hunderten der ſchönſten Früchte bedeckt. Noch ſchneller wachſen Melonen-Bäume, die durch ihren glatten Stamm, mit dicht an demſelben hängenden Früchten, einen eigenen Anblick gewähren. Der Piſang, mit ſeinen ungeheuren Blättern und zahlloſen Früchten, vollendet ſeine Exiſtenz in einem Jahre, während aus der Wurzel eine Menge Sprößlinge entſtehen, die in zwey Jahren hier ein ganzes Wäldchen gebildet haben. Da bedarf es in dieſem paradieſiſchen Klima nicht der ängſtlichen Pflege der Bäume, wie in Europa; man pflanzt — und alles geräth, wenn man nur dafür ſorgt, das Unkraut zu vernichten, das freilich hier in demſelben Verhältniß ſtärker, wie irgendwo hervorſchießt.

Um auch das rechte Ufer des Meerbusens von *Rio* kennen zu lernen, schiffte ich mich an der *Praya Manuel* ein. Von hier aus segeln beständig große, mit vier Ruderern versehene, halbbedeckte Böte nach *Praya Grande* ab, in denen man für 40 Reis überfahren kann; doch da man dabey oft in sehr ordinairer Gesellschaft sich befindet, nimmt man lieber ein eigenes Boot, das gewöhnlich 1 Patak oder 320 Reis kostet. Die Ueberfahrt mag hier ohngefähr drey Viertheil deutsche Meilen breit seyn, man macht sie in einer Stunde, bei gutem Winde aber viel schneller.

Praya Grande ist eine Art Dorf; die größtentheils niedrigen Häuser haben gewöhnlich Gärtchen, auch hat es einen Markt-Platz, an dem ein kayserliches Gebäude, Pallast genannt, liegt. Es ist, wie das angrenzende *Praya Domingo*, hart an die Bay gebaut, und hat im Hintergrunde Gebirge. In *Domingo* hat ein Hr. *Terries* eine Zuckerfabrik, die einzige hier, die Raffinade liefert; der Direktor, *Constant*, hat früher eine große eigene Fabrik in London gehabt. Der Zucker wird in hölzernen Tonnen raffinirt, und dann gestoßen; das Raffiniren geschieht mit Holzkohlen. Derselbe Mann brennt auch Rum und verfertigt Filtrir-Maschinen, um das Wasser auf Seereisen zu verbessern. Ich unternahm von hier aus einen sehr unterhaltenden Spatziergang längs dem Gebirge bis nach *Boa-Viagem*, einem früheren Kloster, jetzt eine Festung. Sie liegt auf einer Insel, und eine prächtige steinerne Bogen-Brücke führte sonst vom festen Lande dahin, diese ist eingestürzt, und hat einer elenden hölzernen, Platz gemacht.

Nach der Festung darf man nicht hinauf, außer während in der dortigen Kirche Messe gelesen wird. Um den Weg zu beschützen, hat man am Abhange ein dicke Mauer aufgeführt, zu einer ganz kleinen Pforte; der Grund dieses Bauwerks ist aber so schlecht unterstützt, daß es fast schon anfängt sich dem Abgrunde zuzuneigen, ein leider nur zu treues Bild aller Werke der Regierung, bei denen des Kayſers guter Wille nicht im Stande ist, die Unkenntniß und Habsucht seiner Untergebenen zu bekämpfen. Eine wunderschöne Aussicht genossen wir beim Rückwege auf der äußersten Spitze eines Hügels, an dessen Fuß das Fort *St. Joaõ de Carahy* liegt. Der schmale, steile Fußweg führt durch Mimosen-Gebüsche dicht durchwachsen von mächtigen Euphorbien, Aloen und vielen herrlich blühenden Gewächsen, die Aussicht ist groß und weit; links die offenbare See, die sich in schäumenden Brandungen am Fuß des Felsens bricht, vor uns der Zuckerhut, *Corcovado* und die Stadt *Rio*, die reizende von vielen Schiffen bedeckte Bay, auf der die Böte sich lustig hin und her schaukeln, und im Hintergrunde die sich mit den Wolken gattenden Gebirge. Wir verließen um sieben Uhr *Praya Domingo* in Begleitung zweyer hübschen Französinnen. Die Ueberfahrt bei dem milden Abende, und dem herrlichsten Mondschein, war sehr angenehm, und wurde noch durch den lieblichen Gesang, den unsre Begleiterinnen anstimmten, verschönert. An der Stadt angelangt, gingen wir längs dem, von der See stark ausgespülten Ufer bis zum öffentlichen Garten, und genossen hier, in dem magischen Lichte der durch die dunklen Alleen sich brechenden Mondstrahlen, eine reizende halbe Stunde. Der Garten war,

ohngeachtet des wahrhaft göttlichen Abends, wieder nur wenig besucht.

Ich habe in diesen Tagen oft Gelegenheit gehabt, den Kayser und die Kayserin zu sehen, da er fast täglich in ihrer Begleitung durch die Stadt fährt, oder reitet. Er ist ein schöner, kräftiger Mann, trägt gewöhnlich Civil-Kleider und einen Strohhut. Die Kayserin ist nicht hübsch, und durch die unvortheilhafte Kleidung entstellt, denn sie trägt gewöhnlich Mannskleider, eine Art Ueberrock und einen runden schwarzen Hut, auch reitet sie auf Männer-Art. Sechs bis acht Reiter, größtentheils vom Militair, machen die Begleitung; der Kayser, bey dessen Anblick sich alle Köpfe entblößen, alte Portugiesen auch wohl niederknieen, ist gewöhnlich sehr ernst, doch pflegt er, vorzüglich Fremde, wenn er sie bemerkt, artig zu grüßen.

Die Zahl der Kirchen in *Rio de Janeiro* ist bedeutend; doch giebt es mehrere unvollendete, die jetzt in Trümmern fallen. Die Bauart ist nicht ausgezeichnet; zu dem Eingange geht man gewöhnlich einige Stufen hinauf, wo ein gemauerter Vorplatz sich befindet; die Thürme sind niedrig, mit einer oder zwey Gallerien versehen, die vorzüglichsten sind: die Kirchen *St. Francisco de Paula*, *Candellaria*, *Rozario*, *Capella Real*, und die verschiedenen Kloster-Kirchen. Keine einzige ist besonders groß, doch die ansehnlichste ist die des *Francisco de Paula*, an einem hübschen Platze gleiches Namens gelegen. Die Eingangs-Thüren sind mit damastenen Vorhängen versehen, das Innere ist durchgängig einfach, nur der Haupt-Altar, so wie die etwanigen Seiten-Altäre, sind mit künstlichen Blumen und anderem Flitterkram

reichlich verziert, und gewöhnlich brennen eine Menge Wachslichter. Von Gemählden oder Denkmälern habe ich nichts bemerkenswerthes gefunden. Da es keine Bänke giebt, so ist man genöthigt, entweder zu knieen oder zu stehen, welches Erstere gewöhnlich geschieht, auch besitzen die Frauenzimmer eine ganz eigene Geschicklichkeit darin, sich niederzuknieen, ohne ihre, oft eleganten, Kleider zu beflecken; es macht übrigens einen sonderbaren Anblick, die vielen schwarzen Neger-Gesichter *pele-mèle* mit den weißen, oder vielmehr bräunlichen, der Brasilianerinnen vermengt zu sehen, denn hier giebt es keine Rang-Ordnung. Jeder Fremde kann übrigens die Kirchen ohne den geringsten Anstoß besuchen, da die frühere Bigotterie der Brasilianer sich beynahe in eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Religion verwandelt hat. Der größte Theil, besonders der Männer, besucht die Kirchen aus Gewohnheit, oder um hübsche Mädchen zu sehen, die sonst nicht sichtbar sind. Fast aus derselben Ursache folgt man den Prozessionen, die während den Fasten jeden Freitag statt finden. Die Priester haben nach dem Verlust ihres politischen Einflusses auch fast keinen Geistlichen mehr, man sieht sie nur selten auf den Straßen, und das Volk nimmt von ihrem Beiseyn keine Notiz, nur durch die häufigen geistlichen Umgänge und Feste bemerkt man ihr Daseyn, auch stehen an den Straßen-Ecken, des Morgens, ziemlich schlecht gekleidete Leute in Chorröcken mit einer silbernen Schüssel, die von den Vorübergehenden eine Beysteuer zu Seelenmessen erbitten.

Rio de Janeiro, den 23 März 1824.

Bey der noch ziemlich ſtarken Hitze gewährt es ein angenehmes Vergnügen, Waſſerfahrten zu machen. Bald beſucht man die ankommenden Schiffe, in der Hoffnung Neuigkeiten aus Europa zu erfahren, oder man macht gröſsere Touren nach *St. Christovaõ*, oder andern Etabliſſements am See, und kehrt erſt in der Dunkelheit zurück. Bey einer ſolchen Gelegenheit beſuchte ich Hrn. *Hölting*, einen Deutſchen, Beſitzer einer Rum-Brennerey ohnweit *St. Christovaõ*, auf einer kleinen Inſel gelegen, die nur etwa tauſend Schritt im Umfange hat; die ganze Inſel iſt mit einem ſteinernen Bollwerk eingefaſst, und die Gebäude ſowohl, wie die groſsen ſehr bedeutenden und koſtbaren Brenn-Geräthſchaften, ſind auf das Vollkommenſte eingerichtet. Der ſchwediſche General-Conſul *Westin* hat dieſes ſchöne Etabliſſement angelegt, und 32 Conto de Reis daran verwandt, es endlich aber für 7500 mille Reis an den jetzigen Beſitzer verkauft, der ſtark arbeiten läſst, und ein eigenes Schiff, zur Verſendung nach *Buenos Ayres*, beſitzt; die Piepe koſtet 50 bis 70 m. Reis. Der friſche Rum iſt ein ſchädliches Getränk und wird nur von der geringen Klaſſe und den Negern getrunken; wenn derſelbe aber längere Zeit gelegen hat, ſo verliert er ſeine ungeſunde Eigenſchaft, und alten Rum habe ich von vorzüglicher Güte gefunden.

Am vorletzten Donnerſtag wurde die Figur des heiligen Joſephs aus der Hofkapelle nach der Kirche *Misericordia* gebracht; es geſchah des Abends bey Fackelſchein und unter

rauschender Musikbegleitung. Auch das kayserliche Paar war zugegen. Indem sie von ihrem Wagen aus (der Kayser fährt nur in einem zweyspännigen Cabriolet, das er oft selbst kutscht) die Treppe zur Kapelle hinaufgiengen, ließen sie sich rechts und links ohne Unterschied die Hände küssen. Der Zug nahm sich bei den vielen Fackeln, Lichtern und Laternen, hübsch aus. Den nächsten Tag wurde die erwähnte Heiligen-Figur, die sich durch ein ungeheures Kreuz auf dem Rücken auszeichnet, in Prozession durch die Stadt, und nach ihrem alten Stand-Quartiere gebracht, wo sie so aufgestellt war, daß die guten Christen eine Treppe hinauf steigen, und unter dem Kreuze durchkriechen mußten, wobey sie eine Gabe in die dort befindliche Schüssel hineinlegten.

Es verbreitete sich vor wenig Tagen das Gerücht, daß eine, ihrer Grausamkeit wegen berüchtigte Frau, eine ihrer Sklavinnen todgeschlagen habe. Die Erbitterung gegen dieselbe war so allgemein, und wurde so laut, daß die Regierung, davon benachrichtigt, einen Befehl zu ihrer Verhaftung ergehen ließ. Sie ist derselben für's Erste durch eine schleunige Flucht entgangen, doch sieht man aus diesem Beyspiele, daß eine so schändliche That nicht ungestraft geschehen kann. Es ist aber eine wahrhafte, und merkwürdige Thatsache, daß fast von allen Unmenschlichkeiten, die hier gegen die Schwarzen zuweilen doch begangen werden, Weiber die Urheberinnen sind, und daß durchgängig der weibliche Theil der Brasilianer die Sklaven mit mehr Härte behandelt, als es die Männer thun. — Ein Weiberfeind könnte bey dieser Gelegen-

heit eine lehrreiche Abhandlung darüber schreiben, wie es uns Männern gehen würde, wenn das schöne Geschlecht auch das bürgerlich herrschende wäre? —

Ich fange schon an, mich recht gut an das hiesige Klima zu gewöhnen, da ich ein Freund der Wärme bin, und die gröste Hitze auch einigermaßen nachgelassen hat. Dagegen können sich meine europäischen Ohren noch immer nicht mit dem Lärm auf den Straßen versöhnen. Schon des Morgens um 5 Uhr fängt der Spektakel an.

Den Anfang macht ein krachender Reveille-Schuß aus der Festung *das Cobras*, wovon die Fenstern so dröhnen, daß ich aufwachen muß, obgleich es noch ganz dunkel ist. Um halb sechs wird von der nahen Hauptwache die Reveille durch ein Trompeter-Stückchen angekündigt, in dem alle nur möglichen Dissonanzen vorkommen; gleich darauf ertönen alle Glocken der Stadt, besonders die der *Candellaria*-Kirche in meiner Nachbarschaft, so fürchterlich laut und anhaltend, als wollten sie die Todten erwecken; an Feiertagen werden wohl noch ein paar Dutzend Raketen losgelassen, damit die Christen die erste Messe nicht verschlafen sollen. Punkt 6 klirren die gefangenen Neger mit ihren Ketten vorbey, um Wasser zu holen, die Papagoien, womit die Nachbarschaft überfüllt ist, lassen ihre kreischenden Töne hören, und noch ehe es 7 schlägt, ist das ganze Gesindel der Träger und Verkäufer auf den Beinen, und singt, klappert und schreyt auf den Straßen herum; gewöhnlich gehe ich aber dann aus, um meinen Kaffee in der *Rua d'Alfandega*, wo der Beste verschenkt wird, zu trinken; für zwey Tassen, mit

Milch, (denn Schmandt kennt man hier nicht) und etwas Butterbrodt zahlt man ein Teston oder 100 Reis. Oft muß ich aber eine halbe Stunde warten, wenn die Milch noch nicht gekommen ist, da diese eine Meile weit vom Lande hergebracht wird, durch Neger, die ordentlich im Trott damit zur Stadt laufen, wenn Regengüsse nicht die Wege zu sehr verdorben haben. Nach dem Kaffee gehe ich gewöhnlich, mit meiner Cigarro, eine Stunde lang spatzieren, denn vor acht oder halb neun Uhr fangen die kaufmännischen Geschäfte nicht an. Um halb 3 Uhr wird allgemein gegessen, (nur bey den Engländern um 4 und 5 Uhr) und nach Tisch wenig gearbeitet, da um halb sechs die Sonne untergeht, wo es plötzlich dunkel wird. Der Abend wird bey einer Partie Lhombre oder Whist zugebracht, allenfalls später noch ein Spaziergang am Meeres-Ufer gemacht, und gegen eilf Uhr liegt alle Welt auf seinen Matrazen und schläft.

Etwas für den Ausländer sehr Lästiges, sind die verschiedenen Arten Insecten, von denen man gequält wird. Obgleich ich eine neue Wohnung hatte, und streng auf Reinlichkeit hielt, fanden sich doch bald eine Menge Baratten ein, die zwar unschädlich, aber widerlicher wie die Tarakanen sind. Eine kleinere Gattung derselben zerfrißt das Holz in den Kommoden. Auch von den gefährlichen Sandflöhen blieb ich nicht ganz befreyt: dieses kleine Thierchen macht während der Nacht sich ein Nest in die Haut der Fußsohlen, und es verursacht gefährliche Zufälle, wenn man nicht sorgfältig das Säckchen mit den Eyern herausnimmt; die Neger sind in dieser Operation besonders geschickt. Doch zu den interessantesten Insekten

gehören hier die Ameisen. In allen Häusern befindet sich eine ungeheure Menge kleiner schwarzer Ameisen, die unschädlich sind, und in den Magazinen sorgfältig gehegt werden, als geschworne Feinde einer größeren, grauen Ameise, welche Letztere die Lein- und Wollen-Waaren nicht nur anfrißt, sondern die eigene Gewohnheit hat, durch ein Stück Zeug gerade durch einen Gang zu fressen, und so das Ganze zu verderben; sobald aber die schwarze Ameise in ein solches Haus hingebracht wird, rottet sie die andere gänzlich aus.

Es ist höchst merkwürdig und wunderbar, die Lebensart dieser Thierchen zu beobachten. Sie lieben Wasser und Orangen, und wenn ich letztere angeschnitten, und auf einen kleinen Ecktisch, in meinem Zimmer, gelegt hatte, fanden sich in kurzer Zeit Millionen ein; ich brauchte aber nur dem Tische nahe zu kommen, so verschwanden sie alle in einer Secunde, ohne die geringste Spur nachzulassen.

Ich sitze einmal auf dem Lande an einem Tische vor einem offenen Fenster, und bemerke einzelne Ameisen, die längs der äußeren Mauer aus dem Garten herauf kommen; ich tödte eine nach der andern, doch kommen ihrer Mehrere, immer einzeln; endlich ließ ich die vorderste Ameise leben, die kaum die Mitte des Tisches, wo einige todte Vögel lagen, erreicht hat, als sie eilig umkehrt; in kurzer Zeit erschienen mehrere, regelmäßig drey zu drey, und kaum sind ein paar Minuten vergangen, so war mein ganzer Tisch mit Ameisen bedeckt, die jedoch eben so schnell verschwanden, als ich eine kleine Erschütterung machte. Wie wunderbar sind diese taktischen Regeln bey so kleinen Geschöpfen! — Der Schaden, den eine andere Gattung Ameisen

in den Pflanzungen anrichtet, ist sehr groß, und wo sie sich einfinden, hilft oft Feuer und Wasser nicht.

Ein Kaffeebaum ist oft in einer Nacht von ihnen aller Blätter und Blüthen beraubt. Diese Ameisen-Art lebt aber in Feindschaft mit einer andern, Matadores, oder Mörder von den Brasilianern genannt; diese letztern haben sehr scharfe Sichel-ähnliche Zangen, werden mit Sorgfalt gesammelt, und verkauft. Man bringt nur eine geringe Anzahl derselben auf einen Platz hin, wo die ersteren Verwüstungen anrichten, sie besteigen bald die Kaffeebäume, und amüsiren sich, nicht die andern zu fressen, sondern nur mit ihren scharfen Zangen in zwey Theile zu zerschneiden, und in kurzer Zeit ist der Boden unter einem solchen Baum mit zahllosen, auf diese Weise getödteter Ameisen bedeckt. Ich habe mehrmals mit Verwunderung dieser sonderbaren Schlacht zugesehn. Sobald die schädlichen Ameisen in der Gegend ausgerottet sind, verschwinden die Matadores. —

Von öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten besitzt *Rio* eine Bibliothek und ein Museum; erstere ist in dem kayserlichen Gebäude am Pallast-Platze in drey Stockwerken aufgestellt, enthält circa 60000 Bände, doch größtentheils ältere Werke. Der Director war sehr artig und bereit alles zu zeigen. In einem großen Saal im ersten Stock kann jedermann während der Vormittage lesen, was ihm beliebt; auch fand ich ein Dutzend Personen mit Lektüre beschäftigt. Zu dem Museum hat der vorige König ein eigenes sehr hübsches Gebäude am Acclamations-Platze bauen lassen; es enthält in einer Reihe von Sälen und Zimmern eine sehenswerthe Sammlung natur-

historischer Gegenstände. Bemerkenswerth ist die Sammlung der brasilianischen Gold-, Silber- und Platina-Arten in Erzen und gediegen, rohe Brillanten und andere Edelsteine, in oft sonderbaren Formen, alle sauber rangirt. Ferner eine große Sammlung andrer brasilianischen Erze und Stein-Arten; desgleichen Europäische, sehr vollständig.

Conchylien giebt es viele, doch ohne besondere Schönheit. Vierfüßige Thiere und Vögel bedürfen einer sorgfältigeren Anordnung. Insekten sind in großer Menge, aber mehr zum Staat als in Klassen geordnet, was besonders der Fall mit einem Dutzend Kästchen ist, die der Kayser hergeschenkt hat, und die nur ein hübsches Tableau bilden, ohne wissenschaftlichen Werth. *Beseke* seine, dem Museum verehrte Sammlung Europäischer Insecten ist in dieser Hinsicht noch das beste. Der Mantel, den der König der Sandwichs-Inseln dem Kayser geschenkt hat, hängt auch hier; er ist von mannigfaltigen, vorzüglich rothen Federn zusammen gesetzt. Eine Anzahl Gemälde, unter denen auch das, sehr steif gemahlte, des Kaisers, haben nichts Anziehendes. Von Privat-Sammlungen hat ein Herr *Virmond* eine auserwählte und wohlerhaltene von hiesigen Vögeln, besonders merkwürdige Colibris, ein seltenes Exemplar eines Ameisen-Bären, 4 Fuß lang, und eine sehr hübsche Sammlung von hiesigen schönen Schmetterlingen, Käfern und andern Insecten, die mit der Zeit einen doppelten Werth bekommen werden, da Hr. *V.* angefangen hat, sie mit Akuratesse abzumalen, und dieses mit der ganzen Sammlung zu thun willens ist. Herr *Beseke*, dessen ich schon erwähnte, hat sich gänzlich dem Insecten-Sammlen gewidmet, obgleich er zugleich Ge-

Nach der Festung darf man nicht hinauf, außer während in der dortigen Kirche Messe gelesen wird. Um den Weg zu beschützen, hat man am Abhange ein dicke Mauer aufgeführt, zu einer ganz kleinen Pforte; der Grund dieses Bauwerks ist aber so schlecht unterstützt, daß es fast schon anfängt sich dem Abgrunde zuzuneigen, ein leider nur zu treues Bild aller Werke der Regierung, bei denen des Kayſers guter Wille nicht im Stande ist, die Unkenntniß und Habsucht seiner Untergebenen zu bekämpfen. Eine wunderschöne Aussicht genossen wir beim Rückwege auf der äußersten Spitze eines Hügels, an dessen Fuß das Fort *St. Joaõ de Carahy* liegt. Der schmale, steile Fußweg führt durch Mimosen-Gebüsche dicht durchwachsen von mächtigen Euphorbien, Aloen und vielen herrlich blühenden Gewächsen, die Aussicht ist groß und weit; links die offenbare See, die sich in schäumenden Brandungen am Fuß des Felsens bricht, vor uns der Zuckerhut, *Corcovado* und die Stadt *Rio*, die reizende von vielen Schiffen bedeckte Bay, auf der die Böte sich lustig hin und her schaukeln, und im Hintergrunde die sich mit den Wolken gattenden Gebirge. Wir verließen um sieben Uhr *Praya Domingo* in Begleitung zweyer hübschen Französinnen. Die Ueberfahrt bei dem milden Abende, und dem herrlichsten Mondschein, war sehr angenehm, und wurde noch durch den lieblichen Gesang, den unsre Begleiterinnen anstimmten, verschönert. An der Stadt angelangt, gingen wir längs dem, von der See stark ausgespülten Ufer bis zum öffentlichen Garten, und genossen hier, in dem magischen Lichte der durch die dunklen Alleen sich brechenden Mondstrahlen, eine reizende halbe Stunde. Der Garten war,

Rio de Janeiro, den 31. März 1824.

Den 25 März war der merkwürdige Tag, an dem der Kayser die neue, von ihm selbst entworfene brasilianische Constitution beschwören sollte. Programme waren über den Gang der Feyerlichkeit ausgetheilt, und die Bürgerschaft hatte freywillig dem Monarchen eine Ehrengarde von zweyhundert Mann gestellt, die elegant in weißer Küraſſier-Uniform gekleidet waren, und sich gut eingeübt hatten.

Schon um 7 Uhr Morgens waren die Soldaten in Bewegung, und wurden in den Straßen aufgestellt, durch die der Zug gehen sollte. Alle Fenster und Thüren waren mit Streifen von rothem Damast garnirt, und von den Balkons hingen reichgestickte, sammtne und seidene Decken herab, mit goldenen Frangen verziert. Alle Straßen waren mit Zuschauern besetzt, und an den Fenstern sah man die Damen in ihrem besten Staat. Das Wetter war wunderschön, aber sehr warm.

Um 12 Uhr kam der Kayser mit seiner Familie von *St. Christovão*. Der Zug ging die Straße *Ouvidor* hinunter bis zur kayserlichen Kapelle am Pallastplatz, wo der Kayser, und nach ihm die Kayserinn, in die Hände des Bischofs den feyerlichen Eid ablegten, die *Integrité* und Unabhängigkeit Brasiliens zu beschützen, und der Constitution gemäß zu regieren. — Das Abfeuren aller Kanonen von der Festung, und ein ungeheurer Raketen-Donner, verkündigten diesen wichtigen Augenblick dem Volke, das mit einem lauten Hurra-Ruf einstimmte. Erst gegen 4 Uhr war die kirchliche Cere-

monie geendigt, und der Zug setzte sich von dort aus in Bewegung, um die Kayserliche Familie nach *St. Christovaõ* zurück zu geleiten. Ich erwartete ihn in dem Hause des Herrn Hindrichs, wo eine große Gesellschaft Herren und Damen zu demselben Zweck versammelt waren, und sah ihn hier in folgender Ordnung.—Auf beyden Seiten der Straße standen Soldaten, ihre Flinten, statt der Bajonette, mit Blumen-Büscheln verziert; nur mit Mühe konnten sie die große, beständig wogende Volksmasse zurück, und den mittleren Raum frey erhalten. Der Zug begann mit zwey Reihen Cavallerie, hierauf die Musiker zu Pferde, in grün und gelben Röcken, Schuhe, weißseidnen Strümpfen und dreyeckigen Hüthen, dann die sämmtlichen Alcalden der Stadt, in alt-spanischer, schwarz und weißer Tracht, aufgekrämpten runden Hüthen mit Feder-Büschen und weißen Stäben. Die Mähnen und Schweife der Pferde waren mit bunt-farbigen Bändern durchflochten und verziehrt, die altmodischen Sättel mit ungeheuren Steigbügeln versehen.—Nun kam ein Theil der Bürgergarde; ihr folgte eine Reihe zweysitziger Kutschen, mit den Dignitarien des Reichs, welche die Insignien der Krone hielten. Vor jeder Kutsche waren nur zwey Pferde oder Maulthiere, die vom Sattel gekutscht wurden. Nur eine sehr elegante, dem Grafen Rio Secco gehörige Kutsche, wurde, und zwar sehr ungeschickt vom Bock aus gefahren. Hierauf kam ein sechsspänniger viersitziger Wagen, in welchem fremde Gesandten saßen, und dann in einem eben solchen mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, die fünfjährige Kronprinzessin von Brasilien *Maria da Gloria*, mit ihrer *Aya*.

Bey Annäherung derselben erfüllten sich die Straßen mit dem lautesten Jubel, und aus allen Fenstern streuten die Damen Blumen und Blüthen in so großer Menge herab, daß der Wagen ganz davon bedeckt wurde, und das hübsche freundliche Kind oft sein Köpfchen zurückziehen mußte. Es war ein lieblicher, und zugleich wahrlich rührender Anblick, da es ein Beweis der Zuneigung der Brasilianer, zu dieser ihrer ersten eingebornen Fürstin ist.

Jetzt folgten, von der Bürger und Kayserl. Staats-Garde begleitet, der Kayser und die Kayserin, ebenfalls in einem viersitzigen sechs spännigen Wagen; beyde waren prachtvoll gekleidet, Er hatte den schönen Krönungsmantel von gelben Tukan-Federn um, Sie trug eine spanische, blau und silberne Tracht. Lautes Hurrah rufen, und das Schwingen weißer Tücher begrüßte das hohe Paar; der Kayser sah freundlicher aus, wie gewöhnlich, und grüßte oft. Außer einem fortwährenden Kanonen-Donner, wurde der Zug bey der Candellaria-Kirche mit einer gewaltig krachenden Raketen-Salve begrüßt, wovon die brennenden Lunten sich in allen Straßen verbreiteten. Zahlreiches Militair beschloß den Zug, und gab uns endlich die Freiheit, unsere, durch das lange Warten erschöpften Kräfte an einer reichen Tafel zu restauriren.

Hier hatte ich zuerst Gelegenheit ein großes brasilianisches, oder vielmehr, portugisisches Diner, denn der größte Theil der Gäste waren geborne Portugisen, beyzuwohnen.

Eine überflüßige Menge Schüsseln, doch schmackhaft zubereitet, Früchte und Süßigkeiten zum Dessert, wurden reihenweise aufgetragen. Die Unterhaltung, (wir saßen in

bunter Reihe) war lebhaft; unter den Damen waren ein paar recht geistreiche und witzige, was ich bey der vernachlässigten Erziehung des schönen Geschlechts hier, nicht erwartet hätte. Als der Champagner erschien, thaten die Damen auch Bescheid, was den gegenseitigen Frohsinn noch vermehrte. Nach Tisch stellte sich ein Bekannter mit einer Guitarre ein, die Damen sangen abwechselnd ein Liedchen, zuletzt wurde gar noch gewalzt, und so der Abend angenehm verlebt, wo dann die Damen von den Herren zu Hause begleitet wurden, welches hier übliche Sitte ist.

Als ich nun auch selbst meiner Wohnung zuging, ward ich plötzlich durch einen Feuerlärm erschreckt; auf Befragen wies man mich nach dem Theaterplatz, wo ich hin eilte.

Schon in der Ferne bemerkte ich eine ungeheure Gluth, und näher gekommen, sah ich das Theater in hellen Flammen stehen. Gleich nach halbzwölf Uhr, zehn Minuten nach Endigung des Stücks, als kaum der Kayser und die Kayserin sich entfernt hatten, und noch die letzten Zuschauer hinausgingen, war das Feuer ausgebrochen, und hatte so reißend schnell um sich gegriffen, daß in weniger als einer halben Stunde das ganze Gebäude in Flammen stand. Der Kayser war sogleich zurückgekehrt, blieb die ganze Nacht bis 5 Uhr Morgens dort, und sorgte für die Rettung der Nebenhäuser, da der Flamme selbst sich Niemand nähern konnte.

Es war ein furchtbar schöner Anblick; — hoch bis zum Himmel stieg die Flamme, oft gleich einem feuerspeyenden Berge, die leichten brennenden Stoffe in gewaltiger Masse den Wolken zuschleudernd; dumpf ertönten die Glocken, fast übertäubt

durch das wilde Geschrey auf den Straßen, die ganze Stadt, die Bay und die zahllosen Schiffe schienen in Gluth zu schwimmen, während der volle Mond an dem völlig klaren, nächtlichen Himmel sein sanftes Licht auf die ferneren Gebirge verbreitend, einen reizenden Abstand der himmlischen Ruhe zum irdischen rastlosen Treiben gab. Das Theater brannte bis auf den Grund nieder, und am andern Morgen standen nur noch die äußern massiven Mauern, während das Feuer im Innern fortglühete. Von den benachbarten Häusern war keines von der Flamme ergriffen worden. Man rechnet den Schaden auf 400 Conto de Reis. Es war eine Privat-Unternehmung gewesen, eines Portugiesen, Fernandez, dem die Regierung nur eine Summe vorgeschossen hatte. Wahrlich, ein zu kostbares Feuerwerk zur Feyer dieses Tages! —

Alberne Gerüchte, die ausgesprengt wurden, als wäre dieser Brand angelegt gewesen, und man hätte es dabey auf die Person des Kayfers abgesehen, erwiesen sich als gänzlich grundlos, auch schien er selbst, davon keine Notiz zu nehmen, sondern zeigte sich überall ohne große Begleitung, so wie er früher pflegte. Am wahrscheinlichsten ist es, daß bey der großen Menge Lichter und Flitterkram, womit das Haus an diesem Tage verziert war, das Unglück von selbst entstanden ist, und eben deswegen so reißend schnell um sich gegriffen hat.

Den 26. März waren alle anwesenden Truppen auf dem *Campo St. Anna* versammelt, und leisteten dem Kayser und der Constitution den Eid der Treue.

Auch den 27. März war ein allgemeiner Feyer-Tag. Alle drey Tage war die ganze Stadt erleuchtet, wobey sich

die Kirchen am besten ausnahmen, da ihre Thürme und Gallerien reichlich mit Lampen besetzt waren, auch wurden des Abends in allen Straßen Raketen und Schwärmer abgebrannt, und vor mehreren Kirchen Theer-Tonnen angezündet, da man in *Rio* durchaus keine Sorge für Feuersgefahr zu haben scheint.

Den 30. März wurde das neue Locale der Germania eröfnet, so heißt die Gesellschaft, welche die Deutschen unter sich errichtet haben. Es ist die einzige öffentliche Gesellschaft in *Rio*, und hier um so nöthiger, da es an interessanten häuslichen Zirkeln fehlt. Das Locale, aus einem Billard-, Speise-, Lese-, und Spielzimmer bestehend, liegt in der *Rua-Direita*, mit einer Fronte nach der Bay zu, wodurch es kühl erhalten werden kann. Die Zahl der Mitglieder ist funfzig, neue werden durch Ballottement aufgenommen, Fremde haben Zutritt. Gewöhnlich findet man sich erst Abends ein, um sich mit Kartenspiel und Billard die Zeit zu vertreiben. Von Lecture giebt es nur die hier herauskommenden brasilianischen Tagesblätter, und einige wenige ältere deutsche Bücher; jetzt ist aber die Börsenhalle verschrieben worden.

Ein sehr nützliches Institut ist noch die Lese-Gesellschaft bey Birnie in der *Rua Direita*, dessen Mitglieder größtentheils Engländer sind; hier werden fast alle englische Zeitungen, ein paar französische, und der Hamburger Correspondent gehalten, und da das englische Packet-Bot fast regelmäßig jeden Monat von Europa hier ankömmt, so ist man beständig von allem dort Vorgehenden unterrichtet.

Rio de Janeiro, den 13. April.

Dieſer Tage fand ſich bey unſerm Mittagstiſch ein amerikaniſcher Kaufmann ein, der ein ſonderbares Schickſal gehabt hatte. Vor einigen Wochen war er von hier aus auf einem engl. Schiffe, mit mehreren andern Paſſagieren, nach *Buenos-Ayres* geſeegelt. Durch eine unverzeihliche Nachläßigkeit des Schiffers war das Schiff in der Gegend von *Monte Video* auf eine Klippe gerathen, und geſcheitert. Der Capitain mit einigen Matroſen hatte ſich ſogleich des Bootes bemächtiget und war davon gerudert, um wo möglich Hülfe von der Küſte zu erlangen. Indeß ſtieg das Waſſer immer höher im Schiff, und drey Paſſagiere; dieſer Amerikaner, ein Franzoſe, ein Spanier, nebſt zwey Matroſen, baueten ſich aus mehreren Trümmern eine Art Floß, ſich darauf dem Meere vertrauend, in der Hoffnung die Küſte zu erreichen, aber unglücklicherweiſe hatte ein ſtarker Landwind ſie in die See getrieben.

Ohne Waſſer und Lebensmittel ſchwammen ſie ſo fünf Tage herum. Da ſtürzte ſich der Spanier aus Verzweiflung in die Fluthen, und der Franzoſe griff den Americaner an, um ihn zu tödten und zu freſſen. Dieſem, einem jungen ſtarken Manne, gelang es erſt nach mehreren erhaltenen bedeutenden Kopfwunden, ſeinen kanibaliſchen Gegner abzutreiben, doch war er zu ſchwach, ſich ſeiner gänzlich zu entledigen, und in dieſem ſchrecklichen Kriegs-Zuſtande, verbrachte er noch anderthalb Tage, wo ſie glücklicher Weiſe einem portugieſiſchen Schiffe begegneten, das ſich ihrer erbarmte und ſie hieher brachte. Drei andre Schiffe, die früher in ihre Nähe

in den Pflanzungen anrichtet, ist sehr groß, und wo sie sich einfinden, hilft oft Feuer und Wasser nicht.

Ein Kaffeebaum ist oft in einer Nacht von ihnen aller Blätter und Blüthen beraubt. Diese Ameisen-Art lebt aber in Feindschaft mit einer andern, Matadores, oder Mörder von den Brasilianern genannt; diese letztern haben sehr scharfe Sichel-ähnliche Zangen, werden mit Sorgfalt gesammelt, und verkauft. Man bringt nur eine geringe Anzahl derselben auf einen Platz hin, wo die ersteren Verwüstungen anrichten, sie besteigen bald die Kaffeebäume, und amüsiren sich, nicht die andern zu fressen, sondern nur mit ihren scharfen Zangen in zwey Theile zu zerschneiden, und in kurzer Zeit ist der Boden unter einem solchen Baum mit zahllosen, auf diese Weise getödteter Ameisen bedeckt. Ich habe mehrmals mit Verwunderung dieser sonderbaren Schlacht zugesehn. Sobald die schädlichen Ameisen in der Gegend ausgerottet sind, verschwinden die Matadores. —

Von öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten besitzt *Rio* eine Bibliothek und ein Museum; erstere ist in dem kayserlichen Gebäude am Pallast-Platze in drey Stockwerken aufgestellt, enthält circa 60000 Bände, doch größtentheils ältere Werke. Der Director war sehr artig und bereit alles zu zeigen. In einem großen Saal im ersten Stock kann jedermann während der Vormittage lesen, was ihm beliebt; auch fand ich ein Dutzend Personen mit Lektüre beschäftigt. Zu dem Museum hat der vorige König ein eigenes sehr hübsches Gebäude am Acclamations-Platze bauen lassen; es enthält in einer Reihe von Sälen und Zimmern eine sehenswerthe Sammlung natur-

historischer Gegenstände. Bemerkenswerth ist die Sammlung der brasilianischen Gold-, Silber- und Platina-Arten in Erzen und gediegen, rohe Brillanten und andere Edelsteine, in oft sonderbaren Formen, alle sauber rangirt. Ferner eine große Sammlung andrer brasilianischen Erze und Stein-Arten; desgleichen Europäische, sehr vollständig.

Conchylien giebt es viele, doch ohne besondere Schönheit. Vierfüßige Thiere und Vögel bedürfen einer sorgfältigeren Anordnung. Insekten sind in großer Menge, aber mehr zum Staat als in Klassen geordnet, was besonders der Fall mit einem Dutzend Kästchen ist, die der Kayser hergeschenkt hat, und die nur ein hübsches Tableau bilden, ohne wissenschaftlichen Werth. *Beseke* seine, dem Museum verehrte Sammlung Europäischer Insecten ist in dieser Hinsicht noch das beste. Der Mantel, den der König der Sandwichs-Inseln dem Kayser geschenkt hat, hängt auch hier; er ist von mannigfaltigen, vorzüglich rothen Federn zusammen gesetzt. Eine Anzahl Gemälde, unter denen auch das, sehr steif gemahlte, des Kaisers, haben nichts Anziehendes. Von Privat-Sammlungen hat ein Herr *Virmond* eine auserwählte und wohlerhaltene von hiesigen Vögeln, besonders merkwürdige Colibris, ein seltenes Exemplar eines Ameisen-Bären, 4 Fuß lang, und eine sehr hübsche Sammlung von hiesigen schönen Schmetterlingen, Käfern und andern Insecten, die mit der Zeit einen doppelten Werth bekommen werden, da Hr. *V.* angefangen hat, sie mit Akurateſſe abzumalen, und dieſes mit der ganzen Sammlung zu thun willens ist. Herr *Beseke*, dessen ich schon erwähnte, hat sich gänzlich dem Insecten-Sammlen gewidmet, obgleich er zugleich Ge-

schäftsträger eines Hamburger Hauses ist; nicht nur hat er Neger in seinem Dienste, die ihm täglich dergleichen fangen, sondern er erhält eine große Menge der schönsten Schmetterlinge, aus Puppen und Raupen, die er selbst aufzieht und dadurch den Vorzug vollkommener Exemplare erlangt. Er schickt sie an seinen Sohn *C. H. Beseke* in Hamburg, der dort eine Handlung naturhistorischer Gegenstände angelegt hat, und damit die bedeutendsten Europäischen Kabinette versorgt.

Doktor *Dixon* hat ebenfalls eine zahlreiche, jedoch nicht besonders gut conservirte Insecten-Sammlung; und endlich muß ich noch eines Doktors *Lemus*, in der *Rua de Sabaõ* wohnend, erwähnen, bey dem man naturhistorische Gegenstände von vorzüglicher Güte, jedoch sehr theuer, zu Kauf bekömmt.

Rio de Janeiro, den 31. März 1824.

Den 25 März war der merkwürdige Tag, an dem der Kayser die neue, von ihm selbst entworfene brasilianische Constitution beschwören sollte. Programme waren über den Gang der Feyerlichkeit ausgetheilt, und die Bürgerschaft hatte freywillig dem Monarchen eine Ehrengarde von zweyhundert Mann gestellt, die elegant in weißer Küraſſier-Uniform gekleidet waren, und sich gut eingeübt hatten.

Schon um 7 Uhr Morgens waren die Soldaten in Bewegung, und wurden in den Straßen aufgestellt, durch die der Zug gehen sollte. Alle Fenster und Thüren waren mit Streifen von rothem Damast garnirt, und von den Balkons hingen reichgestickte, sammtne und seidene Decken herab, mit goldenen Frangen verziert. Alle Straßen waren mit Zuschauern besetzt, und an den Fenstern sah man die Damen in ihrem besten Staat. Das Wetter war wunderschön, aber sehr warm.

Um 12 Uhr kam der Kayser mit seiner Familie von *St. Christovão*. Der Zug ging die Straße *Ouvidor* hinunter bis zur kayserlichen Kapelle am Pallastplatz, wo der Kayser, und nach ihm die Kayserinn, in die Hände des Bischofs den feyerlichen Eid ablegten, die *Integrité* und Unabhängigkeit Brasiliens zu beschützen, und der Constitution gemäß zu regieren. — Das Abfeuren aller Kanonen von der Festung, und ein ungeheurer Raketen-Donner, verkündigten diesen wichtigen Augenblick dem Volke, das mit einem lauten Hurra-Ruf einstimmte. Erst gegen 4 Uhr war die kirchliche Cere-

monie geendigt, und der Zug setzte sich von dort aus in Bewegung, um die Kayserliche Familie nach *St. Christovaõ* zurück zu geleiten. Ich erwartete ihn in dem Hause des Herrn Hindrichs, wo eine große Gesellschaft Herren und Damen zu demselben Zweck versammelt waren, und sah ihn hier in folgender Ordnung.—Auf beyden Seiten der Straße standen Soldaten, ihre Flinten, statt der Bajonette, mit Blumen-Büscheln verziert; nur mit Mühe konnten sie die große, beständig wogende Volksmaße zurück, und den mittleren Raum frey erhalten. Der Zug begann mit zwey Reihen Cavallerie, hierauf die Musiker zu Pferde, in grün und gelben Röcken, Schuhe, weißseidnen Strümpfen und dreyeckigen Hüthen, dann die sämmtlichen Alcalden der Stadt, in alt-spanischer, schwarz und weißer Tracht, aufgekrämpten runden Hüthen mit Feder-Büschen und weißen Stäben. Die Mähnen und Schweife der Pferde waren mit bunt-farbigen Bändern durchflochten und verziehrt, die altmodischen Sättel mit ungeheuren Steigbügeln versehen.—Nun kam ein Theil der Bürgergarde; ihr folgte eine Reihe zweysitziger Kutschen, mit den Dignitarien des Reichs, welche die Insignien der Krone hielten. Vor jeder Kutsche waren nur zwey Pferde oder Maulthiere, die vom Sattel gekutscht wurden. Nur eine sehr elegante, dem Grafen Rio Secco gehörige Kutsche, wurde, und zwar sehr ungeschickt vom Bock aus gefahren. Hierauf kam ein sechsspänniger viersitziger Wagen, in welchem fremde Gesandten saßen, und dann in einem eben solchen mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, die fünfjährige Kronprinzessin von Brasilien *Maria da Gloria*, mit ihrer *Aya*.

Bey Annäherung derselben erfüllten sich die Straßen mit dem lautesten Jubel, und aus allen Fenstern streuten die Damen Blumen und Blüthen in so großer Menge herab, daß der Wagen ganz davon bedeckt wurde, und das hübsche freundliche Kind oft sein Köpfchen zurückziehen mußte. Es war ein lieblicher, und zugleich wahrlich rührender Anblick, da es ein Beweis der Zuneigung der Brasilianer, zu dieser ihrer ersten eingebornen Fürstin ist.

Jetzt folgten, von der Bürger und Kayserl. Staats-Garde begleitet, der Kayser und die Kayserin, ebenfalls in einem viersitzigen sechs spännigen Wagen; beyde waren prachtvoll gekleidet, Er hatte den schönen Krönungsmantel von gelben Tukan-Federn um, Sie trug eine spanische, blau und silberne Tracht. Lautes Hurrah rufen, und das Schwingen weißer Tücher begrüßte das hohe Paar; der Kayser sah freundlicher aus, wie gewöhnlich, und grüßte oft. Außer einem fortwährenden Kanonen-Donner, wurde der Zug bey der Candellaria-Kirche mit einer gewaltig krachenden Raketen-Salve begrüßt, wovon die brennenden Lunten sich in allen Straßen verbreiteten. Zahlreiches Militair beschloß den Zug, und gab uns endlich die Freiheit, unsere, durch das lange Warten erschöpften Kräfte an einer reichen Tafel zu restauriren.

Hier hatte ich zuerst Gelegenheit ein großes brasilianisches, oder vielmehr, portugisisches Dinér, denn der größte Theil der Gäste waren geborne Portugisen, beyzuwohnen.

Eine überflüßige Menge Schüsseln, doch schmackhaft zubereitet, Früchte und Süßigkeiten zum Dessert, wurden reihenweise aufgetragen. Die Unterhaltung, (wir saßen in

bunter Reihe) war lebhaft; unter den Damen waren ein paar recht geistreiche und witzige, was ich bey der vernachläßigten Erziehung des schönen Geschlechts hier, nicht erwartet hätte. Als der Champagner erschien, thaten die Damen auch Bescheid, was den gegenseitigen Frohsinn noch vermehrte. Nach Tisch stellte sich ein Bekannter mit einer Guitarre ein, die Damen sangen abwechselnd ein Liedchen, zuletzt wurde gar noch gewalzt, und so der Abend angenehm verlebt, wo dann die Damen von den Herren zu Hause begleitet wurden, welches hier übliche Sitte ist.

Als ich nun auch selbst meiner Wohnung zuging, ward ich plötzlich durch einen Feuerlärm erschreckt; auf Befragen wies man mich nach dem Theaterplatz, wo ich hin eilte.

Schon in der Ferne bemerkte ich eine ungeheure Gluth, und näher gekommen, sah ich das Theater in hellen Flammen stehen. Gleich nach halbzwölf Uhr, zehn Minuten nach Endigung des Stücks, als kaum der Kayser und die Kayserin sich entfernt hatten, und noch die letzten Zuschauer hinausgingen, war das Feuer ausgebrochen, und hatte so reißend schnell um sich gegriffen, daß in weniger als einer halben Stunde das ganze Gebäude in Flammen stand. Der Kayser war sogleich zurückgekehrt, blieb die ganze Nacht bis 5 Uhr Morgens dort, und sorgte für die Rettung der Nebenhäuser, da der Flamme selbst sich Niemand nähern konnte.

Es war ein furchtbar schöner Anblick; — hoch bis zum Himmel stieg die Flamme, oft gleich einem feuerspeyenden Berge, die leichten brennenden Stoffe in gewaltiger Masse den Wolken zuschleudernd; dumpf ertönten die Glocken, fast übertäubt

durch das wilde Geschrey auf den Straßen, die ganze Stadt, die Bay und die zahllosen Schiffe schienen in Gluth zu schwimmen, während der volle Mond an dem völlig klaren, nächtlichen Himmel sein sanftes Licht auf die ferneren Gebirge verbreitend, einen reizenden Abstand der himmlischen Ruhe zum irdischen rastlosen Treiben gab. Das Theater brannte bis auf den Grund nieder, und am andern Morgen standen nur noch die äußern massiven Mauern, während das Feuer im Innern fortglühete. Von den benachbarten Häusern war keines von der Flamme ergriffen worden. Man rechnet den Schaden auf 400 Conto de Reis. Es war eine Privat-Unternehmung gewesen, eines Portugiesen, Fernandez, dem die Regierung nur eine Summe vorgeschossen hatte. Wahrlich, ein zu kostbares Feuerwerk zur Feyer dieses Tages! —

Alberne Gerüchte, die ausgesprengt wurden, als wäre dieser Brand angelegt gewesen, und man hätte es dabey auf die Person des Kayserś abgesehen, erwiesen sich als gänzlich grundlos, auch schien er selbst, davon keine Notiz zu nehmen, sondern zeigte sich überall ohne große Begleitung, so wie er früher pflegte. Am wahrscheinlichsten ist es, daß bey der großen Menge Lichter und Flitterkram, womit das Haus an diesem Tage verziert war, das Unglück von selbst entstanden ist, und eben deswegen so reißend schnell um sich gegriffen hat.

Den 26. März waren alle anwesenden Truppen auf dem *Campo St. Anna* versammelt, und leisteten dem Kayser und der Constitution den Eid der Treue.

Auch den 27. März war ein allgemeiner Feyer-Tag. Alle drey Tage war die ganze Stadt erleuchtet, wobey sich

die Kirchen am besten ausnahmen, da ihre Thürme und Gallerien reichlich mit Lampen besetzt waren, auch wurden des Abends in allen Straßen Raketen und Schwärmer abgebrannt, und vor mehreren Kirchen Theer-Tonnen angezündet, da man in *Rio* durchaus keine Sorge für Feuersgefahr zu haben scheint.

Den 30. März wurde das neue Locale der Germania eröfnet, so heist die Gesellschaft, welche die Deutschen unter sich errichtet haben. Es ist die einzige öffentliche Gesellschaft in *Rio*, und hier um so nöthiger, da es an interessanten häuslichen Zirkeln fehlt. Das Locale, aus einem Billard-, Speise-, Lese-, und Spielzimmer bestehend, liegt in der *Rua-Direita*, mit einer Fronte nach der Bay zu, wodurch es kühl erhalten werden kann. Die Zahl der Mitglieder ist funfzig, neue werden durch Ballottement anfgenommen, Fremde haben Zutritt. Gewöhnlich findet man sich erst Abends ein, um sich mit Kartenspiel und Billard die Zeit zu vertreiben. Von Lecture giebt es nur die hier herauskommenden brasilianischen Tagesblätter, und einige wenige ältere deutsche Bücher; jetzt ist aber die Börsenhalle verschrieben worden.

Ein sehr nützliches Institut ist noch die Lese-Gesellschaft bey Birnie in der *Rua Direita*, dessen Mitglieder grösstentheils Engländer sind; hier werden fast alle englische Zeitungen, ein paar französische, und der Hamburger Correspondent gehalten, und da das englische Packet-Bot fast regelmäßig jeden Monat von Europa hier ankömmt, so ist man beständig von allem dort Vorgehenden unterrichtet.

Rio de Janeiro, den 13. April.

Dieſer Tage fand ſich bey unſerm Mittagstiſch ein amerikaniſcher Kaufmann ein, der ein ſonderbares Schickſal gehabt hatte. Vor einigen Wochen war er von hier aus auf einem engl. Schiffe, mit mehreren andern Paſſagieren, nach *Buenos-Ayres* geſeegelt. Durch eine unverzeihliche Nachläſſigkeit des Schiffers war das Schiff in der Gegend von *Monte Video* auf eine Klippe gerathen, und geſcheitert. Der Capitain mit einigen Matroſen hatte ſich ſogleich des Bootes bemächtiget und war davon gerudert, um wo möglich Hülfe von der Küſte zu erlangen. Indeß ſtieg das Waſſer immer höher im Schiff, und drey Paſſagiere; dieſer Amerikaner, ein Franzoſe, ein Spanier, nebſt zwey Matroſen, baueten ſich aus mehreren Trümmern eine Art Floß, ſich darauf dem Meere vertrauend, in der Hoffnung die Küſte zu erreichen, aber unglücklicherweiſe hatte ein ſtarker Landwind ſie in die See getrieben.

Ohne Waſſer und Lebensmittel ſchwammen ſie ſo fünf Tage herum. Da ſtürzte ſich der Spanier aus Verzweiflung in die Fluthen, und der Franzoſe griff den Americaner an, um ihn zu tödten und zu freſſen. Dieſem, einem jungen ſtarken Manne, gelang es erſt nach mehreren erhaltenen bedeutenden Kopfwunden, ſeinen kanibaliſchen Gegner abzutreiben, doch war er zu ſchwach, ſich ſeiner gänzlich zu entledigen, und in dieſem ſchrecklichen Kriegs-Zuſtande, verbrachte er noch anderthalb Tage, wo ſie glücklicher Weiſe einem portugieſiſchen Schiffe begegneten, das ſich ihrer erbarmte und ſie hieher brachte. Drei andre Schiffe, die früher in ihre Nähe

gekommen waren, hatten, was kaum glaublich scheint, sie ihrem Schicksal überlassen. Der Amerikaner ist ein gebildeter Mann, der hauptsächlich zu seinem Vergnügen reiset; seine Wunden sind bedeutend, doch hofft er hergestellt zu werden. Spätern Nachrichten zu Folge, sind die übrigen auf dem Wracke befindlichen Personen, worunter sich auch ein hiesiger angesehener Kaufmann befand, fast alle, durch schleunige Hülfe aus *Monte Video*, gerettet worden. —

Die etwas kühlere Witterung hat mir nun auch verstattet, die Anhöhen in der Stadt zu besuchen. Das Kloster *St. Bento* beherrscht den grösten Theil der nördlichen Stadt und gewährt eine schöne Aussicht auf die innere Bay und die Insel *das Cobras*; es soll große Reichthümer besitzen, enthält aber, so viel ich gesehen habe, für einen Europäer nichts Merkwürdiges. Am Fuße des *St. Antonio*-Berges, der ganz mit Wald bedeckt ist, und dessen unterer Theil vorzüglich schöne Gemüse-Gärten enthält, deren Ertrag sehr bedeutend ist, liegt das *Antonio*-Kloster, ein großes Gebäude mit einer hübschen Kirche. Ziemlich ermüdend ist der Gang auf den Theresien-Berg, auf dessen Mitte das Kloster gleiches Namens steht; der Weg hinauf ist gepflastert, mit Trottoirs auf beiden Seiten. Von dem Kloster, dessen sehr starke eiserne Fenster-Gitter noch zum Ueberfluß mit Stacheln versehen sind, genießt man einer schönen Aussicht auf einen Theil der Bay und den grösten Theil der Stadt, auch überblickt man von hier aus alle Bogen der Wasserleitung, die, vom *Corcovado* kommend, auf sauber geformten steinernen Arkaden, von diesem Berge aus bis zu den Brunnen in der Stadt fortgeführt ist. Der

vierte Berg oder vielmehr Hügel in der Stadt, *Monte do Castello*, von der eben nicht bedeutenden Festung dort so genannt, ist ziemlich steil. Hier steht ein Telegraph, der mit den übrigen längs der Küste bis Kap *Frio* correspondirt; er ist oft in Bewegung, und besteht aus vierkantigen Klappen, die sich öffnen und schließen; nur die Regierung hat den Schlüssel dazu. Noch sind hier zwey Stangen aufgerichtet; auf der einen wird die brasilianische Flagge an Feyertagen aufgezogen, die andre dient, durch verschiedenartige Flaggen, die Zahl und Nation der einkommenden Schiffe zu signalisiren.

Nicht weit davon ist die Kapelle *St. Sebastiaõ* wo der merkwürdige Stein zu sehen ist, den *Pedro de Cabral Ao.* 1500 bei seiner Entdeckung Brasiliens errichten ließ. Die Jahreszahl und das portugiesische Wappen sind darauf eingegraben. Von hier aus hat man die umfassendste Aussicht auf die Stadt, doch nimmt sich dieselbe, durch die schmutzigen Dächer, die wenigen ausgezeichneten Gebäude und Plätze, und die nur niedrigen Kirchthürme, nicht besonders aus, nur der *St. Antonio* Berg in der Mitte der Stadt mit schönen tropischen Bäumen bewachsen, und die beiden andern Berge *St. Therese* und *Bento*, an den beiden Enden der Stadt, geben angenehme Ruhepunkte, so wie sich auch der gebirgigte Hintergrund gut ausnimmt. Herrlich ist aber die Aussicht auf die Bay von dieser Stelle aus. Die Kirche *Gloria*, *Bota fogo*, und eine Menge Landhäuser liegen einem zu Füßen; weiterhin erblickt man die rechte Seite der Bay, den Zuckerhut mit dem schönen Kranz mahlerischer Gebirge, und das unendliche Meer mit der prachtvollen Einfarth,

in die so eben eine Anzahl Schiffe einsegelten. Ich fand mehrere Bekannte aus der Stadt, die der göttliche Abend angelockt hatte, sich ebenfalls diesen Genuß zu verschaffen, und ich rathe jedem Reisenden, diesen Standpunkt zu besuchen, wenn er den schönsten in der Stadt kennen lernen will.

Einen angenehmen Tag brachte ich bei dem preussischen Konsul, Hrn. Theremien zu, der ohnweit *Gloria* auf einer *Schakara* (so nennt man hier die Landhäuser) wohnt. Dieses ist nur klein, aber niedlich, im gothischen Geschmack gebaut, mit einem artigen, gut gepflegten Gärtchen; die Aussicht ist ungemein reizend, da man die ganze mit Schiffen bedeckte Bay übersieht, deren Wellen die Mauern des Häuschens bespülen. Es war gerade Festtag, und die zahlreichen Kriegsschiffe feuerten ihr Geschütz ab, zu gleicher Zeit zog ein Gewitter auf, dunkle Wolken verfinsterten den azurblauen Himmel, und vom dumpfen Donner begleitet, durchschnitten zackige Blitze denselben in allen Richtungen. Diese wunderschöne Abwechselung von Licht und Schatten, und der Contrast der leuchtenden himmlischen Blitze, zu denen von dickem Rauch begleiteten, irrdischen der Kanonen, in diesen bezaubernden Umgebungen, gab ein Bild, an dem der Pinsel eines Mahlers sich Unsterblichkeit erringen müßte. — Bei Herrn T. sah ich die erste schöne Negerin, sie hätte aber auch wirklich, die Farbe abgerechnet, einer Venus zum Modell dienen können, so untadelhaft schön war ihr Wuchs, Anstand, und selbst ihre Gesichtszüge; ihr Character soll sich indessen von dem ihrer Landsleute nicht vortheilhaft auszeichnen, obgleich sie von ihrer Herrschaft gut behandelt wird. Den

Rückweg zur Stadt machte ich über die Kirche *Gloria*, die auf einer Anhöhe gebaut, eine sehr schöne Lage hat. Auch besuchte ich heute die englische Kapelle, die laut den Traktaten, den Britten bewilligt worden ist, ein sauberes, im Innern und Aeußern einfaches Gebäude, ohnweit des öffentlichen Gartens gelegen. Alle Sonntage wird darin Gottesdienst gehalten, den die hiesigen Engländer fleißig besuchen. — Einen andern interessanten Mittag brachte ich bei dem englischen Doktor Dixon zu, der ohnweit *Bota fogo* ein Haus auf der Spitze eines hohen Berges erbaut hat. Es ist ein sehr ermüdender Spatziergang bis zu ihm hinauf, denn man steigt eine kleine Stunde lang beständig bergan, und ich mußte den Muth des Besitzers bewundern, sich so nahe dem Himmel anzubauen, besonders da ihn seine Geschäfte so oft nach der Stadt rufen. Ist man indessen einmal oben, so findet man eine sehr hübsche, zwar noch junge, aber sorgfältig gepflegte Anlage, und vergißt bey der wundervollen Aussicht, einem Stück Rostboeuf, einer Bouteille Champagner, und der interessanten Unterhaltung des sehr unterrichteten Wirths, vollkommen die gehabte Beschwerde.

Rio de Janeiro, den 30. April.

Bey einem Besuch, den ich einem Freunde in *Bota fogo* abstattete, lernte ich auch diese Gegend kennen. Es ist eine Art Dorf, nicht sehr weit von *Gloria*, und besteht vorzüglich aus Landhäusern die an der See liegen, und von denen das, des russ: Vice-Consuls Kielchen das Bedeutendste ist.— Der schöne mondhelle Abend lud uns zu einem Spaziergange längs der Bay ein; wir trafen hier Neger, die mit Hülfe einer brennenden Fackel die Seekrabben, die sich hier in großer Anzahl befinden, anlockten, und sie dann mit einem Netze an's Ufer zogen. In kurzer Zeit waren eine Menge gefangen, die mit Begierde von ihnen gegessen werden. Den nächsten Morgen nahmen wir ein erfrischendes Seebad, und fuhren dann nach dem botanischen Garten. Der Weg ist erträglich, nur zuweilen, wie alle brasilianischen Landwege, sehr steinig; Gruppen von edlen Palmen verschönerten ihn.

Ohnweit *Boto fogo* kömmt man an einen gänzlich von grünen Hügeln eingeschlossenen See, der rund herum mit hübschen Landhäusern geziert, einen ungemein friedlichen Anblick gewährt. Nahe am *Corcovado* muß man unter einem mächtigen, überhangenden Felsen durchfahren, der jeden Augenblick den Einsturz droht, obgleich er vielleicht noch Jahrtausende so stehen kann. Im botanischen Garten hatten wir das Vergnügen, den Direktor, Pater Leander, anzutreffen, der die Güte hatte, uns überall selbst herumzuführen. Der Garten enthält größtentheils nur Bäume, und ist von mäßigem Umfange. Hecken von Cardemon vertreten die Stelle der Ein-

fassungen. Vorzüglich interessant war mir der Brodfruchtbaum, der hier häufig und in grosser Vollkommenheit wächst, er hat ein dunkelgrünes, breites, gezahntes Blatt, und in seinem Wuchs, viel Aehnlichkeit mit dem Wallnußbaum; alle Bäume waren voll Früchte, die grün von Farbe und von der Größe eines Kindskopfs sind; der Pater verehrte mir welche, die ich später im Ofen backen ließ; sie haben zwar einen etwas faden, aber doch mehlartigen Geschmack, und müssen sehr nahrhaft seyn. Eine merkwürdige, noch unbekannte Palme war erst sieben Jahr alt, und schon so dick daß zwey Mann sie kaum umspannen konnten, die Höhe mochte 40 bis 50 Fuß seyn, und der Stamm war glatt, aber schön geringelt, sie trug dieses Jahr zum erstenmal Früchte unter der herrlichen Blattkrone. Unter den übrigen Palmen-Arten gab es vortreffliche Sago- und Kohlpalmen, ferner ganze Felder voll von der chinesischen Theestaude, die eben in der Blüthe stand. Die Regierung befördert sehr den Anbau dieser wichtigen Pflanze, die im Innern in einigen etwas gebirgigten Gegenden vortrefflich gedeihen soll, und vielleicht dereinst den Tribut, den Europa dafür an China zollt, hieher ziehen kann. Indianisches Rohr wächst hier sehr hoch, wohl 40 Fuß, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Bambus. Kanehl, Piment, Muskat, Kampfer, Talg, Erbsen und Korallenbäume gab es in Menge, der echte Pfeffer und die Vanille ranken sich an größere Bäume hinauf, von denen eine Menge der verschiedensten Arten hier Schatten verbreiten. Sehr große Orangen und Cedrate wachsen überall. Durch die Sorgfalt des Paters Leander wird dieser nützliche Garten

in kurzer Zeit mehr Ausdehnung, und eine noch größere Mannigfaltigkeit von Gewächsen erhalten. —

Die drey Tage vor Ostern sind hier; so wie in allen katholischen Ländern, den geistlichen Uebungen gewidmet. Am Abend des Gründonnerstags fand das gewöhnliche Besuchen der Gräber statt. Alle Kirchen waren auf das glänzendste verziert, mit einer ungeheuren Menge Blumen, allem Silber das sie besitzen, wovon *St. Franzisco de Paula* einen großen Vorrath zur Schau gestellt hatte, und einer solchen Menge Wachslichter, daß man von der Helle geblendet wurde. In jeder Kirche lag die Figur der Leiche Christi in Lebensgröße mit einem Schleyer bedeckt. Die Andächtigen küßten sie, und legten eine Gabe in die dabey stehende silberne Schüssel. Vor den Kirchen saßen eine große Menge Negerinnen, die Süßigkeiten und Früchte zu verkaufen hatten, eine unzählbare Menschen-Masse wogte auf den Straßen bis nach Mitternacht. Auch der Kayser und die Kayserinn von einem glänzenden Gefolge begleitet, besuchten die Kirchen zu Fuß. Hellebardiere formirten eine Reihe, ehe sie hineintraten, doch hielten sie nach vollbrachter Andacht, sich nur kurze Zeit in jeder auf. Eine so große Menge Frauenzimmer ich auch bei dieser Gelegenheit zu sehen bekam, so bestätigte sich mein früheres Urtheil, daß es unter den Eingebornen nur wenig edle Gesichter giebt; nur schöne, dunkle, sprechende Augen trifft man häufig. Der gelbe, farblose Teint ist ihnen dagegen sehr unvortheilhaft. In dieser Hinsicht gefallen mir selbst die Mulattinnen besser, die gewöhnlich eine frische nicht unangenehme Farbe haben. Unter den Negerinnen fand ich wenig Aus-

gezeichnete, und keine Einzige die sich mit der von Theremien hätte vergleichen können.

Am Charfreytag-Abend wurde der Sarg mit der Figur unsers Herrn Christus in einer großen Prozession herumgetragen. Ich erwartete dieselbe in einem portugiesischen Hause, wo mehrere Damen und Herren, lauter Eingebohrne, versammelt waren. Man saß im Kreise herum, die Damen fächelten sich, und die Herren sprachen höchstens dann und wann ein Wörtchen. Die haupt-Unterhaltung war ein kleiner hübscher zwey-jähriger Knabe, der in der Mitte des Kreises sich damit amusirte, alle möglichen Unarten zu begehen, was herzlich belacht und gut geheißen wurde.

Endlich erlöfete uns der Anfang der Prozession. Die ganze *Rua direita* war mit Menschen angefüllt, und von der *Capella Real*, bis zur *Rua dos Pescadores*, so weit man sehen konnte, bildete der Zug eine ununterbrochene Reihe von Lichtern und Fackeln, was sich bei dem dunklen Himmel wunderschön ausnahm. Die Engel waren wieder in großer Anzahl dabei, und jeder trug ein verschiedenes Marter-Instrument in *nuce*. Der Sarg von vielen Priestern getragen, wurde von sechs grimmigen Kerlen mit langen Bärten vorgetreten, ihnen folgten *St. Johannes*, und *Magdalena* im Costum. Hinter dem Sarge ging wieder ein Rudel Soldaten mit Helmen, und langen Spießen, die sie tüchtig gegen die Steine stießen. Dann kam das Marienbild, und endlich ein als Engel gekleideter Kastrat, eine Rolle in der Hand haltend. Der Zug hielt still, ein Neger stellte eine Handtreppe in der Mitte der Straße, die der Pseudo-Engel bestieg, und mit eine

ziemlich durchdringenden Stimme eine Litaney ſang, nach deren Beendigung er die Rolle entfaltete, und der andächtigen Gemeinde einen auf weiße Leinewand gemahlten nackten Chriſtus in Lebensgröße ſchauen ließ, den er nach einer Weile küßte, die Rolle aufzog, die Stufen herabſtieg, und ſeinen Weg fortſetzte. Dieſes war das Ganze dieſer theatraliſch-pantomimiſch-, muſikaliſch-, geiſtlichen Prozeſſion. Am Morgen des heiligen Abends waren in den meiſten Straßen Bäume eingegraben, an denen ausgeſtopfte Figuren, den Judas vorſtellend, hingen. In der *Rua do Hospiço* war die Figur recht ſorgfältig gemacht, und ein Teufel ſaß ihr auf den Schultern. In manchen Straßen hatte man verſucht, in dieſen Figuren perſönlich, oder allgemein gehaßte Perſonen darzuſtellen. Die Bäume waren reichlich mit Feuerwerk garnirt, und um 11 Uhr, beim erſten Glockenton nach zwei mal vier und zwanzig Stunden (denn ſo lange hatten Gottlob! die Ohren Ruhe gehabt), wurde daſſelbe angeſteckt; unter Feuer, Knall und Rauch fielen die Figuren herab, und wurden dann von dem Pöbel geprügelt, zerriſſen, und die Fetzen ins Waſſer geworfen. —

Als ich vor ein paar Tagen ohnweit der *Capella Real* ging, ſah ich eine Reihe Männer auf der Straße mit brennenden Lichtern ſtehen, ich trete näher, und ſogleich wird mir ebenfalls ein Licht angeboten, das ich voller Neugierde annehme, und mich mit in die Reihe ſtelle, der Dinge wartend, die da kommen würden; bald giebt man uns ein Zeichen und wir gehen paarweiſe in die Kirche hinein. Hier ſtand auf einem Alter ein niedliches, mit Blumen und Flitterwerk verziertes Käſtchen, das von oben wie ein Schrank

mit zwey Flügelthüren versehen war, die geöffnet wurden. Nur mit Mühe konnte ich unter allen dem Gold- und Blumen-Kram, bey'm Nähertreten, die Leiche eines vor wenigen Tagen gebornen Kindes erkennen. Nach einer Litaney, Orgelspiel, und Weyhwasser-Besprengung ward das Kästchen in das Begräbniß dieser Kirche gebracht; dieses ist ein Zimmer, in dessen Wand eine Menge Nischen für Kindersärge sich befinden, wovon vier noch offen, die übrigen vermauert waren. Das Kästchen wurde von dem Kirchenknecht geöffnet, die goldne Krone abgelöset, und der kleine Leichnam mit ungelöschtem Kalk dick bestreut, was einen sehr widerlichen Anblick gewährt, doch gewiß zweckmäßig ist, hierauf ward das Kästchen zugemacht, in der Nische Nr. 31 beygesetzt, und später diese vermauert.

Vor dieser Todtenkammer befindet sich eine Größere, die oben ganz offen ist. An den großen vermauerten Blenden sieht man, daß hier Erwachsene begraben wurden. Inschriften giebt es keine, aber in der Mitte dieses Todten-Saals ist ein allerliebstes, sauber gepflegtes, vierkantiges Gärtchen, wo schöne Zypressen und andere analoge Bäume und Blumen freundlich grünen.

Die Ostertage brachte ich wie gewöhnlich des Sonntags auf dem Lande zu. Den ersten Feyertag bey dem jüngern Frölich, der eine Legua von *St. Christovaõ*, ein angenehm gelegenes Landhaus besitzt, und wo wir in Gesellschaft fast aller in *Rio* anwesenden Deutschen, einen frohen Tag verlebten.

Ich machte die Promenade dort hinaus zu Fuß, um mit Muße den schönen Morgen genießen zu können.

Wenn man auf die Königs-Straße kommt, geht man rechts einen Seitenweg, der eine reihe Häuser vorbey, durch eine romantiſche Bergſchlucht führt; auf der Anhöhe, näher der Bay zu, ſteht der engliſche Kirchhof, der auch den übrigen Proteſtanten zum Begräbniß dient, und eine hübſche, freundliche Lage hat. Bey Verfolgung des früheren Weges erreicht man den *Sacco do Alferes*, wo eine Art Dorf, und eine Ueberfahrt nach *St. Christovaõ* iſt, die man für 80 *Reis* machen kann. Da mir die Hitze zu ſtark wurde, ruhte ich bey einem Bekannten aus, und mit Hülfe eines Sonnenſchirms legte ich den ganzen Weg ohne beſondere Ermüdung zurück. Auf dem Rückwege überraſchte mich eine auffallende Erſcheinung; ich hörte nemlich plözlich eine Muſik wie von einer fernen Aeolsharfe, die ſich bey dem ſchönen ſtillen Abend gar lieblich ausnahm; vergeblich ſuchte ich die Urſache mir zu erklären, endlich kamen die Töne näher, verlohren aber immer mehr von ihrer Lieblichkeit, verwandelten ſich zulezt in ſchreyende Diſſonanzen, und jezt bemerkte ich ein Paar von den großen mit Steinen beladenen Ochſenkarren, die ſich langſam näherten. Das unangenehme Geknarre der Achſen hatte, durch die große Entfernung, und vielleicht durch den Wiederhall verwandelt, mir früher den reizenden Ohrenſchmaus verſchafft. Den zweiten Feyertag machte ich mit Hrn. Stockenmeyer eine angenehme Waſſerpartie nach der *Ilha do Governador;* man braucht zwei Stunden, um ſie von *St. Christovaõ* aus zu erreichen; ſie hat ſieben Legoas im Umfange, enthält ſchöne Urwaldungen, durch die ein breiter Fahrweg führt, und mehrere hübſche Gebäude und Zuckerplantagen.

Herr S. ist mit einer hübschen Brasilianerinn verheirathet, die vor kurzem ihn mit einem Sohne beschenkt hat. Auf einen Besuch bey ihm, sah ich, daß die schwarze haus-Sklavin, das kleine Wesen mit einer Art Tapioc - Pappe futterte *), und zwar, indem sie den Finger in die Masse steckte, und es dem Kinde in den Mund strich; ich konnte mich nicht enthalten, meine Bemerkung über diese, in unsern Augen ekelhafte Verfahrungs-Art zu machen, hörte aber zu meiner Verwunderung, daß dieses in ganz Brasilien der Gebrauch wäre. — Ländlich — Sittlich!

Die Ankunft zweyer Schiffe, Capt. Wetter und Knack, mit beyläufig 500 Kolonisten aus Deutschland, bewog uns, sie auf dem *Armasem* zu besuchen. Dieses sind kayserliche Gebäude, am rechten Ufer der Bay, ohnweit *Praya grande*. In großen, geräumigen Scheunen oder Magazienen, die luftig und gesund gelegen sind, hat die Regierung diese Leute untergebracht, und versorgt sie für's erste mit Fleisch, Brodt, Gemüse, Kaffee, Zucker und Rum, von allem hinlänglich. Von den jetzt angekommenen Leuten, die, laut Auftrag des Kayfers, durch den bekannten Hofrath Schäffer angeworben sind, ist der größte Theil, aus jungen raschen Männern bestehend, zum Soldaten-Dienst engagirt. Was diejenigen betrifft, die zur Kolonisation bestimmt sind, so ist ihr Schicksal nicht das Beste. Die früher eingewanderten wurden, ohnerachtet Brasilien so überreich an gutem, ungebrauchtem Lande ist, durch den schändlichen Eigennutz des damit beauftragten Beamten, der ein schlechtes, einem seiner Freunde gehöriges

*) Tapiocca ist ein Sago-ähnliches Mehl, das aus der Manioc-Wurzel bereitet wird.

Land anbringen wollte, nach diesem hingeschickt, und vor Ablauf eines Jahres zerstreute sich fast die ganze Kolonie, nachdem viele vor Elend umgekommen waren, und doch die Unternehmung der Regierung große Summen gekostet hatte. Daher haben sich die vor vier Monaten angekommenen Kolonisten, die man neuerdings dahin senden wollte, schlechterdings geweigert, Folge zu leisten, und durch dringende Petitionen an die Kayserinn selbst, auch ihren Zweck erreicht, liegen aber bis jetzt noch ohne anderweitige Bestimmung in dem *Armazem*.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß ein großer Theil dieser Einwanderer aus Vagabonden besteht, oft der Ausschuß ihres Vaterlandes, und eine kurze Aufmerksamkeit auf dieselben während meines Aufenthalts im *Armazem*, zeigte mir dieses zu Genüge, doch giebt es auch unbestreitbar rechtliche und fleißige Leute unter ihnen, und es ist warlich unrecht von der Regierung gehandelt, daß sie diese Menschen nicht wenigstens so weit unterstützt, als sie, ohne große Aufopferung, nur bei gutem und redlichen Willen thun könnte.

Es ist hier wohl an der Zeit, ein Wort über die jetzige brasilianische Regierung und ihren Kayser zu sagen, und obgleich ich weit davon entfernt bin, mein Urtheil für das Richtige zu halten, so will ich dir wenigstens nur dasjenige mittheilen, was ich selbst gesehen, oder von unterrichteten, und unpartheyischen Männern erfahren habe. *Humanum est errare.* —

Pedro I, Kayser und beständiger Vertheidiger Brasiliens, wie er in seinem Titel heißt, ist ein junger Mann von eini-

gen zwanzig Jahren. Er hat einen schönen Körperbau, sehr viel imponirenden Anstand, und eine edle Gesichtsbildung, sieht zwar gewöhnlich ernst, doch nicht finster aus, dabei besitzt er Muth, Beharrlichkeit, und viel natürlichen Verstand.

Zwar soll sein Unterricht vernachlässigt seyn, und es ihm an wissenschaftlichen Kentnissen fehlen; doch scheint er diesen Mangel zu fühlen, und so viel möglich verbessern zu wollen.

Die Kayserin ist klein, keinesweges schön, und ihr finsterer, fast mürrischer Blick, flößt nicht Zuneigung ein, dagegen soll sie einen sehr gebildeten Geist besitzen, und so kömmt es, daß beyde in der besten Harmonie leben. *)

Seit dem letzten Vorfall, vom November v. J., wo der Kayser die Cortes mit Kanonen aus einander sprengen ließ, herrscht derselbe in Brasilien so unumschränkt, als ein Monarch es wünschen kann. Die von ihm selbst geschaffene, oder vielmehr genehmigte, Constitution, setzt zwar einer offenbaren Gewaltthat Schranken, indessen ist ohnedem, unter den unpartheyischen Leuten hier nur eine Stimme darüber, daß der Kayser würklich nach seinen besten Kräften das Wohl seines Reichs befördern will. Daß dieses demohnerachtet nicht so geschieht als viele es wünschen, und daß besonders die Justiz und manche öffentliche Behörden fehlerhaft verwaltet werden, daran sind viele Ursachen schuld. Erstlich,— ist Rom nicht in einem Tage gebaut, wie das Sprüchwort sagt, und die jetzige Lage der Dinge in Brasilien, ist so neu, daß es sehr

*) Anmkg. 1828. Die Kaiserin ist vor zwey Jahren, von ihren Unterthanen aufrichtig bedauert, gestorben.

ungerecht wäre, in irgend einem Stücke Vollkommenheit zu erwarten.

Dann ist der Kayser noch zu jung und unerfahren, um an die Spitze der Ministerien Männer zu setzen, die seinem und des Volks Vertrauen in allen Stücken entsprechen; auch konnte er nicht mit Einem male alle, ihm nicht convenirenden, Subjekte entfernen, was vielleicht mit der Zeit geschehen wird, da man schon jetzt von einem und dem andern Minister spricht, der bey ihm in geringer Achtung stehen soll. Endlich ist der Charakter des Volkes selbst, das gröste Hinderniß einer schnellen Verbesserung. Dieses besteht hauptsächlich aus drey Parthien: Portugiesen, oder vielmehr in Portugal geborne, die ihrem König mit blinder Anhänglichkeit ergeben sind, und wo sie können, die Schritte der hiesigen Regierung tadeln, oder ihnen entgegen zu arbeiten suchen, obgleich sie öffentlich das Gegentheil zu thun affectiren. Brasilianer, die von nichts als Republik träumen, und jede Verfügung der Ordnung als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, dabey einen Haß gegen alle Fremde haben, und leider einen großen Theil der weißen Bevölkerung ausmachen, und endlich, nur eine geringe Anzahl Brasilianer und noch weniger Portugiesen, die gemäßigt denken, und es wirklich gut mit der jetzigen Regierung meinen. Der fast gänzliche Mangel an gebildeter Erziehung bey dem größern Theil derselben, macht sie blind gegen alle Verbesserungen, wozu noch eine, durch das Klima erzeugte, unerschütterliche Indolenz kommt, die zwar einer Art Wuth Platz macht, sobald ihre Leidenschaften angegriffen werden, und sie sich für die Stärkeren halten, aber

sogleich in eine gänzliche Feigheit bey dem geringsten Widerstande übergeht, wie sie dieses zur Gnüge nach der schändlichen That in der Börse, vor der Abreise des Königs, bewiesen haben. Die Fremden können hiebei nicht in Betracht kommen, denn, obgleich sie in *Rio* zahlreich sind, und größtentheils, ihres eignen Nutzens wegen, der jetzigen liberalen Regierung zugethan seyn müssen, so bestehen sie, einige wenige Engländer vielleicht ausgenommen, größtentheils aus Leuten, die hergekommen sind, um ihr Glück zu machen, kein Landeigenthum oder liegende Gründe besitzen, und daher, bei jeder Veränderung, nur auf ihren momentanen persönlichen Vortheil Rücksicht nehmen würden. Unter diesen Umständen ist es wahrlich keine leichte Sache, die Zügel der Regierung zu führen, um so mehr, da man beständig in der Furcht lebt, direct oder indirect von Portugal angegriffen zu werden, sich auf Niemand mit Zuversicht verlassen kann, und zum Ueberfluß der Staats-Schatz sich in der furchtbarsten Ebbe befindet, die nur durch Zeit und gute Administration zur Fluth umgeschaffen werden kann. Der Kayser nun, hat alles ihm Mögliche gethan. Durch persönlichen Muth, und ein kraftvolles Benehmen, hat er sich bei seinen Unterthanen, die nun einmal nicht durch Güte zu gewinnen sind, in wirkliche Furcht gesetzt; er zeigt sich oft und viel dem Volke, wodurch er ihm imponirt, besucht persönlich oft den Zoll, das Arsenal und die andern Behörden, und wenn irgendwo die Arbeiter nicht thätig sind, so prügelt er sie mit eigner hoher Hand, wie ich selbst im Arsenal es gesehen habe. Als im vorigen Jahre in den *Minas* eine Empörung gegen ihn ausgebrochen war, be-

gab er sich, da ihm die hinbeordeten Truppen nicht schnell genug marschierten, nur von seinen Adjutanten begleitet, nach der Hauptstadt *Villa Ricca*, wo eben die Häupter der Verschwörung eine Versammlung auf den Marktplatz veranstaltet hatten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, reitet er auf sie zu, treibt sie persönlich mit der Peitsche auseinander, und in wenigen Minuten ist der Platz leer. Nun läßt er die Rädelsführer vor sich kommen, die jetzt demüthig sich seinem Willen beugen, und der Aufstand ist geendigt. Dieses ist ein neuer Beweis, wie viel ein Monarch durch Geistesgegenwart auszurichten vermag, und unwillkührlich muß man das Verfahren des jungen brasilianischen Kayſers, mit dem seines großen Namens-Vetters im Norden Europas vergleichen. Möchte er doch in dem Erfolg eben so glücklich seyn! —

Der Kayser ertheilt, ohne Unterschied, Jedermann Gehör, und hat in seinem Hausstande eine Oeconomie eingeführt, die sogar unter einer bürgerlichen ist.

Es ist notorisch wahr, daß die Kayserin, wenn sie in der Stadt sich befindet, oft das Essen von einem hiesigen Restaurateur, Wülfing, holen läßt. Dieses sticht freylich sehr mit der Verschwendung des vorigen Königs ab, und mag vielen Leuten, die sich dabey wohl befanden, nicht behagen, ist aber gewiß, wenn man die Umstände berücksichtigt, höchlichst zu loben.

Alle Staatskräfte wendet der Kayser zur Stellung einer Ehrfurcht gebietenden Marine an, da er nur durch diese dies große Küsten-Land in Ordnung halten kann. Er hat *Lord Cochrane* unter sehr vortheilhaften Bedingungen enga-

girt *), besitzt ein schönes Linien-Schiff *Pedro I* von 90 Kanonen, sechs Fregatten, worunter eine von 60 Kanonen, mehrere Kriegs-Briggs und Kanonen-Böte, und täglich ist man mit dem Bau neuer Fahrzeuge, besonders der Kanonen-Böte beschäftigt, da diese, bei den Scheeren-ähnlichen Küsten, am nützlichsten seyn sollen.

Die Forts zur Beschützung der Bay sind größtentheils in guten Zustande, und der Monarch hat noch eine besondere, jetzt circa tausend Mann starke Legion von europaeischen, größtentheils Deutschen Truppen errichtet, um den unmittelbaren Dienst um seine Person zu verrichten. Es wird auf das strengste für die öffentliche Sicherheit durch Soldaten-Patrouillen gesorgt, die die ganze Nacht auf den Straßen sind, auch habe ich, einige unbedeutende Diebstähle ausgenommen, während meines dreymonatlichen Aufenthalts, von keinen Gewaltthätigkeiten gehört, obgleich man behaupten will, daß diese aus Brasilianern bestehenden Patrouillen selbst Excesse verüben sollen. Ich bin zu verschiedenen Zeiten, bey Tage und bei Nacht, in den entferntesten Gegenden der Stadt gewesen, ohne daß mir je das Geringste zugestoßen wäre, es versteht sich indessen von selbst, daß man nicht muthwillig durch Unvorsichtigkeit herausfordern muß, was wohl in keiner großen Stadt ungestraft geschieht.

Endlich beschützt der Kayser in allen Stücken die Fremden, indem er nur durch diese seine Nation aufzuklären hoffen kann; auch die Wissenschaften finden an ihm

*) Anmkg. 1828. Der Lord hat seitdem auch diesen Dienst aus Unzufriedenheit verlassen.

einen thätigen Beschützer, welches er durch emsige Fürsorge für das Museum, so wie durch persönliche, gegen den Willen der Minister, verstattete Zulassung einer französischen Buchdruckerey, bewiesen hat. Es herrscht hier die vollkommenste Preß- und Redefreyheit, und Jedermann kann ungescheut drucken lassen, und räsonniren was er will, was in ersterer Hinsicht wirklich manchmal zu weit getrieben wird.

Um indessen nicht als blinder Lobredner des Kayserś aufzutreten, will ich gerne der Fehler erwähnen, die man ihm Schuld giebt, die aber durchaus nur Fehler der Erziehung sind, und selbst in den hiesigen Begriffen von Schicklichkeit Entschuldigung finden können. So ist es ziemlich bekannt, daß wenn er zu Hause kömmt, gerade Hunger hat, und seine Leute bei der Schüssel findet, er ohne Umstände ihr Mahl theilt; auch wenn er in *Botafogo* ein Seebad nimmt, wobei gewöhnlich eine Menge Zuschauer sind, so macht es ihm Spaß, die versammelten Jungen ins Meer zu jagen und mit ihnen zu spielen, auch geht er wohl in *puris naturalibus* am Strande spazieren, und läßt sich von dem sich zudrängenden Volke, (es sollen sich oft Frauenzimmer dazu einfinden) die Hände küssen. Doch alles dieses sind Eigenheiten, die seinen Werth, als Monarch, nicht verdunkeln, und man kann mit ziemlichem Grund annehmen, daß er sich, wenn es Noth thun sollte, gegen Portugal siegreich erhalten wird. Schon ist der größte Theil aller brasilianischen Provinzen seinem Zepter unterworfen, auch *Pernambucco* scheint sich zu ergeben; unmöglich kann der Kayser gesonnen seyn, die glänzende politische Rolle, die er spielt, gegen eine geringere zu vertauschen, und man sieht deutlich

aus ſeinen Werken, daß es ihm Ernſt iſt, die freywillig beſchworene Unabhängigkeit Braſiliens zu behaupten, die ſich dann unbezweifelt mit jedem Jahre verſtärken, und in kurzem für jede Macht unantaſtbar ſeyn wird.

Rio de Janeiro, den 5. May 1824.

Nachdem ich Dich bis jetzt in der Stadt und den näheren Umgebungen *Rio's* herumgeführt habe, mußt Du mir nun auf die größeren Excursionen folgen, die ich, so viel es mir die Zeit erlaubte, unternahm, um auch das eigentliche Land Brasilien's kennen zu lernen. Eine freundliche Einladung des russischen General-Consuls, Staatsrath von Langsdorff, ihn auf seinem Gute *Manioc* zu besuchen, gab mir dazu die erste Veranlassung, die ich Anfangs May benutzte und mit einem Herrn von Weeg, früher Officier in Bayerischen Diensten, der seit drei Monaten angefangen hat, sich in *Manioc* anzubauen, diese Tour unternahm. Wir hatten dazu ein Bot mit einem Sonnen-Seegel, zweyen Ruderern und einem Steuermann engagirt, und fuhren um halb eilf Uhr früh von *Rio* aus. Das Wetter war sehr schön, und auf dem Wasser fühlte man auch die Hitze nicht; doch der zu schwache Wind nöthigte uns, mit dem Rudern uns zu begnügen, was indessen schnell genug ging. Die Farth war angenehm, denn immer gewährten die Ufer, so wie die Inseln, neue Ansichten. Viele der Eilande waren bebaut, oft erhoben sich aber nur nackte Felsenmassen aus dem Meere in pitoresken Formen. Bei der Governadors-Insel bogen wir links, hatten immer näher die Aussicht auf die Orgelgebürge, die hier wie eine Masse Schilfsäulen sich ausnehmen, und auf die runde Kuppel des *Manioc*-Berges, die sich deutlich unterscheidet unter einer großen Anzahl anderer Gebirgshörner, und fuhren endlich in den *Inhomerim* ein.

Dieser Fluß, der ohngeachtet seines jetzigen hohen Wasserstandes nur einen langsamen Lauf, und ein trübes, schmutziges Wasser hat, ist von sumpfigen Ufern eingeschlossen, an denen *Crinum* und andere wohlriechende Blüthen in reicher Menge wachsen, und einen angenehmen Duft verbreiten, während Stechfliegen und Moskiten uns diesen Genuß durch ihre Stiche verbitterten. Bey regnigtem Wetter soll es fast unmöglich seyn, hier vor diesen lästigen Gästen sich aufzuhalten, dennoch hat hier am Ausfluß des *Inhomerim* ein Brasilianer eine *Venda* angelegt, die ihm durch den Zuspruch der *Mineiros*, die hier anzulanden pflegen, eine schöne Einnahme gewährt. Der Fluß macht eine große Menge Krümmungen, die wir indessen bei einem mäßigen Winde schnell genug passirten, einen Augenblick uns verweilten, um das kostbare Gebäude einer Pulver-Mühle, die hier errichtet wird, zu besehen, und um halb fünf Uhr Nachmittags landeten in *Porto d'Estrella*, einem Dörfchen aus weitläuftig gebauten Häusern bestehend, wo die *Mineiros* oder Einwohner von *Minas* ihren Einschiffungs-Platz haben. Die Leute bringen nämlich die Producte ihrer Provinz, welche eine der reichsten Brasiliens ist, auf Maulthiere bis hieher. Die Thiere bleiben zurück, sie selbst mit ihren Waaren, Kaffee, Baumwolle, Speck, *Manioc*-Mehl, und anderen Lebensmitteln schiffen sich von hier nach *Rio* ein. Zu diesem Behuf sind viele große, halb gedeckte Böte immer in der Fahrt, die am Nachmittag vor dem Eintreten des Landwindes von *Porto d'Estrella* abgehen, den Wind, der sich regelmäßig jeden Abend spät einstellt, bei der erwähnten *Venda* ab-

warten, und gewöhnlich vor Sonnen Aufgang in *Rio* sind, von wo sie gegen Mittag, beym Eintreten des Seewindes, wieder hieher zurückkehren. Die Mineiros sind große, starke, von der Sonne braun gebrannte Kerle, viele wohlhabend; die Landtour machen sie gewöhnlich zu Pferde; ihre Kleidung ist grob und einfach, und in sittlicher Bildung stehen sie auf der untersten Stufe.

Von dem Hafen aus mußten wir eine kleine Stunde lang bis zu dem Ende des Dorfes gehen; der Weg gewährt wenig Unterhaltung, indem etwa nur alle fünf hundert Schritt ein Häuschen steht. Zuletzt befindet sich die *Venda* eines Deutschen, Meyer, der eine Brasilianerin zur Frau hat, und sich gut steht. Hier ließen wir uns einen so eben gefangenen Fisch vortrefflich schmecken, bekamen eine Bouteille recht guten Portwein und endlich auch für vieles Geld einige Maulthiere, auf denen wir um 6 Uhr unsre Reise fortsetzten, von zwey Negern begleitet, die unser Gepäck auf dem Kopfe tragend, mit uns gleichen Schritt hielten. Der Abend war göttlich schön, und der herrlichste Mondschein erleuchtete eine gute Weile unsern Weg, der nur an wenigen Stellen schlecht war, doch größtentheils aus einer breiten, neuen Straße besteht, welche die Regierung bis zum Stein-Wege über die *Serra d'Estrella* führen läßt. Der auf beiden Seiten ausgehauene Wald gewährt oft pittoreske Ansichten, aber am reizendsten nahm sich, als es ganz dunkel wurde, das Leuchten der Feuer-Käfer aus, die in ungeheurer Menge an vielen Örten, gleichsam wie auf Kommando, ihr Licht leuchten und wieder verschwinden ließen. So gelangten wir unter angenehmen Gesprächen, nachdem wir

auf dem Wege bey zwey *Vendas* ausgeruhet hatten, und zuletzt einen etwas tiefen, steinigten Bach durchritten waren, um halb neun Uhr wohlbehalten in *Manioc* an. Herr von Langsdorff hatte sich, Unpäßlichkeit halber, bereits zu Bette begeben, doch fanden wir seine sämmtlichen Begleiter auf der vorhabenden großen brasilianischen Reise noch beysammen; es waren die Herren Rugendas, Mahler, Menetries, Ornitholog, Riedel, Botaniker, und Rubzow, Astronom. Auch waren noch ein Paar Bekannte aus *Rio* zugegen. Bei kaltem Braten und einigen Bouteillen guten Wein, verplauderten wir vergnügt ein paar Stunden, bis die Müdigkeit uns erinnerte, daß es Zeit zum Schlafengehen sey.

Am nächsten Morgen hatte ich das Vergnügen, unsern Wirth hergestellt zu finden; er hatte die Güte, selbst mich herum zu führen in einem Theil seiner Besitzung, die einen sehr bedeutenden Umfang hat. Von dem eigentlichen Wohnhause, das nach dem Plane sehr hübsch werden kann, stehen nur die Flügel, wovon der eine von ihm selbst und Herrn von Weeg, der während seiner Abwesenheit die Verwaltung seines Gutes übernimmt, bewohnt wird, der andre aber noch unvollendet ist. Die Lage des Hauses am Fuß des *Manioc*-Berges ist angenehm, und gewährt eine reiche Aussicht auf die ganze umliegende Landschaft. Auch ist dieser Platz mit einem marmornen Springbrunnen geziert, zu dem das Wasser in bleyernen Röhren vom Berge aus geleitet ist.

Es hat viele Mühe und Geld gekostet, diesen mit großen Felsstücken bedeckt gewesenen Platz zu ebnen.—Von hieraus führt ein gerader Weg etwa vier hundert Schritt weit,

bis zu den Wirthschafts-Gebäuden, wobey man vor sechs in einer Reihe, von Lehm und Stangen sauber gebauten, Negerhütten vorbeykömmt. Eine solche Hütte besteht aus drei Abtheilungen, wovon die erste zur Wohnung und Küche gebraucht wird, die beyden andern Schlafzimmer sind mit reinlichen Matten versehen. Die Thüren sind zum verschließen, und die Fenstern vierkantige Löcher. Die Wirthschafts-Gebäude des Gutes bestehen aus zwey Häusern, wovon das eine Wohnzimmer, das andre Magazine und die Kaffeemühle enthält, wo Langsdorff auf eine sehr zweckmäßige Weise den getrockneten Kaffee vermittelst hölzerner Walzen reinigen läßt, welches dem gebräuchlichen Stampfen desselben sehr vorzuziehen ist. — Um halb acht Uhr machten wir uns unter Anführung von Rugendas auf, um die *Serra d'Estrella* zu besteigen. Das Wetter war uns zu dieser Promenade besonders günstig, da der Himmel mit Wolken bezogen war, und nur zuweilen einzelne Sonnenblicke den reinen Anblick der schönen Gegend verstatteten.

Wenige Schritte vom Hause fängt nun die merkwürdige Straße an, die von dem Könige vor ungefähr zehn Jahren über das Gebirge *Estrella* angelegt worden ist. Es ist ein wahres Riesenwerk und kann der Schwierigkeit ihrer Anlage, so wie des Nutzens wegen, ohne Ruhmredigkeit den großen Werken der Römer, und der berühmten Napoleons-Straße an die Seite gesetzt werden.

Aus großen breiten Feldsteinen, sehr solid gepflastert, führt diese Straße in einer Breite von sechs Faden, drei *Legoas* oder Meilen weit, beständig Berg an, über ein durch

Abgründe und Felsen früher fast nicht zu bereisendes Gebirge, bis auf die Spitze der *Estrella* und dann noch eine ziemliche Strecke auf seinen Kamm fort, auf die Straße nach *Minas*, und befördert diese wichtige Communication, auf der sonst jährlich mehrere Menschen umkamen und gewöhnlich der zehnte Theil der Maulthiere und Waaren verunglückte. Wir stiegen eine gute Stunde lang scharf bergan, kamen mehreren Langsdorffschen Kolonisten vorbey, bei denen schon Bananen und Kaffee-Bäume trefflich gediehen, und erreichten dann eine *Venda*, wo eine hübsche freundliche Brasilianerin uns mit *Sangrida*, Käse und Brodt bewirthete. Hier genossen wir den ersten reichen Anblick über die ganze romantische Gegend, die sich in dem schönen Thal von *Manioc* schloß, und sich weiterhin öffnete nach dem Meerbusen zu, der mit seinen Inseln und einem Theil des Küsten-Gebirges in blauem Nebel verhüllt vor uns lag. Abermals stiegen wir eine starke Stunde lang bis zu einer zweiten *Venda*, und dann noch eine halbe Stunde immerfort steil bergan bis auf den höchsten Punkt dieser Straße, von wo aus dieselbe noch eine Meile weit in gerader Richtung fortgeht, und dann endet. Herrlich ist der Anblick des Urwaldes auf beiden Seiten. Die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Bäume ist unendlich, vorzüglich auffallend aber ist der große *Cecropien* (Faulthier-Baum), dessen mächtige, dunkelgrüne Blätter auf der untern Seite eine glänzende Silberfarbe haben, und sich dadurch vortrefflich unter dem andern Laube auszeichnen. Auf der höchsten Spitze des Weges, gleichsam als Wahrzeichen, steht eine ungeheure brasilianische Fichte, die einzige

in dieſer Gegend, die mit ihren weit ausgreifenden, nackten Aeſten mit den dichten Nadelkronen über alle anderen Bäume hervorragend, einige Meilen weit geſehen werden kann. Eine unzählige Menge prächtiger Gewächſe, worunter beſonders Aloen mit dreißig Fuß hohen Blüthen-Stengeln und viele andre duftende Blüthen und Stauden, gewährten uns Schatten und Wohlgeruch, während beſtändig hin und her wandernde Truppen von beladenen Maulthieren, viele neugekaufte Sklaven mit ihren rothen Mützen, tauſendfarbige große Schmetterlinge, und laut ſingende Cikaden, doch nur wenige Vögel, die Szene belebten. Dann und wann ſchlich ſich eine Schlange, von denen es hier viele giftige giebt, raſchelnd durch die Büſche, große Eidechſen liefen über den Weg, und Affen guckten neugierig aus den Gipfeln der Bäume herab.

Doch über alle Beſchreibung erhaben iſt die Ausſicht, die man ohnweit der höchſten Spitze des Berges, von einem etwas von Bäumen gelichteten Standpunkt genießt.

Mit einem einzigen Blick überſieht man hier ein Panorama, das ſich die glühendſte Einbildungs-Kraft nicht herrlicher denken kann.

Die Gebirge von *Manioc* und *Estrella* ſcheinen ſo eben ſich dem Chaos entwunden zu haben, und in rauher Majeſtät bieten ſie dem Auge den erhabenen Anblick einer Urwildniß dar, wo mächtige Waldungen von tauſendjährigen Bäumen, mit rothen nackten Granitblöcken abwechſelnd, die bildende Hand des Menſchen erwarten. Weiter hin breitet ſich das Thal von *Manioc* mit den freundlichen Gebäuden in reizender Abgeſchiedenheit aus, und über daſſelbe hinüber wird

die Wildniß oft belebt durch einzelne sauber gebaute Häuschen, der Kirche von *Ynhomerim* und dem Dörfchen *Porto d'Estrella*. Nun erscheint die prachtvolle Bay in lieblicher Ausdehnung; ihr ruhig silberner Spiegel, von grünbelaubten Inseln unterbrochen, — jetzt die Kaiserstadt *Rio de Janeiro* in ihrem ganzen Umfange, die zahllosen Häuser, aus denen sich der Rauch wirbelnd emporhebt, von der Sonne hell erleuchtet, der köstliche Hafen mit einem Wald von Masten bedeckt, *Praya Grande* und die Umgebungen der rechten Seite mit dem romantischen Hintergrunde von blauen Felsen, und wenn beym Zuckerhut das Auge sich in der unermeßlichen Ferne des Weltmeers verliehrt, findet es einen Ruhepunkt an dem herrlichen Küsten-Gebirge, deutlich erkennend den, seine Auferstehung erwartenden, brasilianischen Riesen. — Stehe auf! und herrsche! — schon hast du die eiserne Rinde gesprengt, die Aberglauben und Tyranney seit drey Jahrhunderten um dich geschlungen hatten; erhebe dich vollends! und nimm ein den glänzenden Platz, für den die große, gütige Natur dich bestimmte! — (*)

Der Rückweg war, da er beständig sehr steil bergab geht, besonders angreifend; da empfindet man erst die wirkliche Schwierigkeit bei Anlegung dieser Straße in seiner ganzen Größe, und sehr ermüdet gelangten wir um 2 Uhr nach *Manioc*, wo uns ein treffliches Mittagsessen stärkte. Nach Tisch führte mich Hr. von L. noch seiner Koffee-Plan-

(*) Das Gebirge hat, aus einer gewissen Entfernung gesehen, die Gestalt eines ungeheuren schlafenden Riesen, und das Motto Surge et impere, ist die Devise von Brasilien.

tage die etwa fünf hundert Schritt von den Wirthschafts-Gebäuden anfängt, jetzt nur aus circa fünfzig tausend Bäumen besteht, und dieses Jahr nur hundert und zwanzig Arroben trägt; doch hofft er in dem Nächsten mehr als das Doppelte zu erndten. In der Mitte steht ein hübsches Haus zum Aufbewahren des Kaffees bey schlechtem Wetter, und daneben ist ein von Ziegeln gemauerter Platz zum Trocknen. Herr von L. geht von dem hier im Lande üblichen Gebrauch, die Kaffee-Bohnen auf Lehmbahnen zu trocknen, ab, da er behauptet, daß sie dadurch einen Erdgeschmack annehmen, den man allgemein dem brasilianischen Kaffee zuschreibt. Eine neu angelegte Ziegelbrennerey liefert ihm, ausser den zum Bauen nöthigen Ziegeln, auch Dachpfannen, die er in Form der deutschen verfertigen läßt, welche weit zweckmäßiger, als die hier gebräuchlichen schwerfälligen brasilianischen sind. Auf dem Rückwege besahen wir die *Venda* des Gutes, bei der auch eine Schnittwaaren-Bude ist, nebst einem offenen Schoppen oder *Granja* für Maulthiere, die für die Summe von fünfhundert Mille Reis jährlich, verpachtet ist; ein paar nebenbey gebaute Kolonisten-Häuser geben dem Ganzen das Ansehn eines Dörfchens. Auf einem freyen Platz vor denselben versammeln sich des Abends die Einwohner dieser Gegend, und auch wir begaben uns nach eingenommenen Thee dahin, und unterhielten uns während des schönen Abends mit den Kolonisten, unter denen einige recht artige Mädchen waren.

Den nächsten Morgen unternahmen wir eine Streiferey nach dem Urwalde, der noch einen bedeutenden Theil von

Manioc einnimmt; es erregt eine ganz eigne Empfindung, wenn man in demselben eingedrungen, unter dem Schatten-Dache ehrwürdiger, viel hundertjähriger Bäume, über ihre bereits halb zur Erde verwandelten Vorgänger klettert, und nur hier und da eine Art Fußsteig findet, den vielleicht Jäger gebahnt haben. Der sonnenhelle Mittag verwandelte sich in eine dunkelgrüne Dämmerung, und die in einander geschlungenen Bäume und Sträucher erlaubten uns nur wenige Schritte vor uns zu sehen. Wehe dem, der sich in diesem Labyrinthe verirrt; sein Leben ist in der größten Gefahr. Dieses erfuhr selbst Hr. v. L. vor einiger Zeit, wo er sich in Begleitung seiner drey Gesellschafter und zweyer Neger auf einer Jagdparthie zu tief in diesen Urwald hinein gewagt hatte; sie konnten, ohngeachtet ihres Compasses, sechs und dreyßig Stunden lang den Rückweg nicht finden, und verdankten ihre endliche Rettung nur dem Zufalle, daß die Leute von *Manioc* die sie überall aufsuchten, einen Hund mitgenommen hatten, der sie auf die rechte Spur brachte. — Die Mannigfaltigkeit der Bäume dieses Urwaldes ist sehr groß, viele von erstaunlicher Höhe, und dem schönsten glatten Stamme; aber vor allen merkwürdig ist der amerikanische Feigen-Baum, wovon es hier große Exemplare giebt; ein Theil seiner ungeheuren Wurzeln erhebt sich nämlich aus der Erde über dreißig Fuß hoch und in einem verhältnißmäßigen Umfange, und bildet um den Stamm herum ein förmliches Höhlen-Labyrinth, einen Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen. Viele dieser Höhlen haben einen solchen Umfang, daß ein paar Menschen darin Platz finden; von den mächtigen weit ausgebreiteten Aesten

hängen die Lianen bis auf den Boden herab, gleich ſtarken zwei Finger dicken Tauen; wenn man ſie anſchneidet, geben ſie eine Menge weißen zähen Safts. Die Krone des Baums, hoch in den Lüften, iſt ganz mit Schmarotzer-Pflanzen bedeckt, und faſt erſtickt. Neben dieſen Greiſen ſtehen ſchlanke Palmen, von denen wir eine junge Kohl-Palme umhieben, und auf Steinen, an einem plätſchernden Bach gelagert, uns ihr Mark, das nußartig ſchmeckt, vortrefflich behagen ließen, indem wir mit unſern Chili-Hüten das kriſtallhelle Waſſer der Quelle dazu ſchöpften.

Von hier aus beſuchten wir mehrere Kolaniſten des Hrn. von K. Er hat deren neun auf ſeinem Gute, gröſtentheils aus der franzöſiſchen Schweiz; nur Einer von ihnen iſt ein Faullenzer, die Uebrigen ſind arbeitſame Leute und kommen gut fort. Mehrere beſitzen ſchon Kaffee-Bäume, die im nächſten Jahre eine Erndte geben werden; die Bananen tragen reichlich, und die Bohnen, ein Haupttreffen der Leute, ſtehen ſehr gut. Beſonders genau beſahen wir die Pflanzung eines Mannes, der erſt ſeit 11 Monaten da angefangen hat, wo auf derſelben Stelle noch dicker Urwald ſtand. Er hat alle Arbeit einzig mit Hülfe ſeiner Frau und ſeines erwachſenen Sohnes vollbracht, und beſitzt jetzt ein hübſches Häuschen nach der Art der Negerhütten von Lehm und Holz, nur gröſer gebaut, mit ordentlichen Glasfenſtern, inwendig ſauber eingerichtet, mit Vorhänge-Betten, Tiſchen, Stühlen u. ſ. w., dabey iſt der Umfang ſeiner Plantage ziemlich bedeutend, ſchon jetzt erndtet er ſeine eigenen Bohnen, die Kaffee-Bäumchen ſtehen vortrefflich, Bananen, Orangen, Limonen, Ananas, alles gedeiht, und

in längstens drey Jahren hat er eine Besitzung, die ihn reichlich ernährt. Der Anblick einer solchen neuen Pflanzung ist kahl, und daher nichts weniger als hübsch, die Art wie man dieselbe anlegt, folgende:

Nachdem das Unterholz weggehauen ist, werden die großen Bäume so viel möglich in einer Richtung gefällt, man läßt sie mit dem Laube einige Tage trocknen, und dann wird dieses bey günstigem Winde angezündet. Der größte Theil brennt zu Asche, nur die großen, saftigen Stämme widerstehen dem Feuer, und bleiben liegen, bis sie nach ein paar Jahren verfaulen, und neuen Dünger geben. Nun dienen sie aber dazu, den jungen Kaffee-Pflänzchen, die man sogleich setzt, Schutz zu geben, da sie den Schatten lieben. Zugleich werden Bohnen, Pisang und Orangen gepflanzt, und wenn das Unkraut nur stets sorgfältig ausgerottet wird, gedeiht alles mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Die Kolonisten werden während der drey ersten Jahre von Hrn. v. L. unterhalten, wofür sie eine bestimmte Zeit auf seinem Hofe arbeiten müssen; ihre kultivirten Ländereyen gehören ihnen eigenthümlich, gegen einen Grund-Zins von dem zehnten Theil des jedesmaligen Ertrages. — Die Ansiedelung des Herrn Weeg ist auf einer sehr günstigen Stelle, wie gesagt, erst vor drey Monaten angefangen, doch ist schon der größte Theil des Kaffees gepflanzt, da er mehrere eigne Neger besitzt.

Ich besah noch die Geräthschaften zur großen Reise, die Hr. L. in wissenschaftlicher Hinsicht und Begleitung der früher erwähnten vier Herren, durch einen bedeutenden Theil

Brasiliens unternehmen wird. Er hat zwey Zelte, vierzehn Maulthiere und die nöthigen Treiber und Führer bereits versammelt, und denkt die Reise übermorgen anzutreten.

Nur wer das Land kennt, kann sich einen Begriff machen von den Mühseligkeiten und Entbehrungen, denen man auf einer solchen Reise ausgesetzt ist.

Nach eingenommenem Mittags-Essen wünschten wir uns gegenseitig eine glückliche Reise, und ich ritt nach *Porto d'Estrella* zurück, wo ich das bestellte Bot nicht vorfand, mich daher entschloß eine Mineiros-Barke allein zu engagiren, was fünf mille Reis kostete. Die Abfahrt geschah bei dem schönsten Mondschein, doch bald wurde ich müde, hüllte mich in meinen Mantel und schlief unter dem Verdeck des Botes, mein Päckchen unterm Kopf, auf einer ausgebreiteten Ochsenhaut recht sanft bis Morgens sechs Uhr, wo ich in *Rio* anlangte.

Hier kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß man in *Rio*, wie in allen Tropenländern, den Mondschein mehr fürchtet, als den Sonnenschein, und daß selbst die Neger sich dagegen das Gesicht zu bedecken suchen. Die Mondstrahlen sollen auf den unbedeckten Kopf eine schädliche Wirkung haben, und ich habe selbst einen Menschen mit einem ganz verzogenen Gesichte gesehen, das er durch den Schlaf im Mondschein sich zugezogen hatte.

Rio de Janeiro, den 25. May 1824.

Als Seitenstück zu meinem vorigen Briefe dient mein heutiger, indem ich endlich einen Lieblingswunsch erfüllt, und *Tejuca*, zugleich auch die vorzüglichste Kaffeepflanzung um *Rio* gesehen habe. Am letzten Sonntag machte ich mich, in Begleitung eines Freundes, reitends auf den Weg dahin, denn zu Wagen läßt sich dieser Weg schlechterdings nicht machen. Schon um sechs Uhr saßen wir zu Pferde, und kamen um halb neun Uhr bei *Babtiste* an, wo der Herr zwar wieder nicht zu Hause war, wir aber in Gesellschaft einiger Brasilianer, die einen Spazierritt hieher gemacht hatten, ein recht gutes Frühstück einnahmen. Hier engagirten wir als Conducteur bis zum Wasserfall einen Neger, der dann lustig neben unsern Pferden hertrabte. Der Weg führte über *Boa Vista*, wo wir nochmals der reizenden Aussicht uns erfreuten, einen äußerst gebirgigten, oft vom Regen verwüsteten Pfad durch einen dichten Wald, wo man nur zuweilen eine freye Aussicht auf das Meer hat, und selten eine Wohnung antrifft, ohngefähr anderthalb Meilen weit, bis zu einer *Venda, da Cascada* genannt, wo wir unsre Pferde zurücklassen mußten, um den übrigen Weg bis zum Wasserfall, durch einen sumpfigen Wald zu Fuß zurückzulegen. Man hört das Rauschen desselben in einer ziemlichen Entfernung, und nachdem wir ohngefähr zwei tausend Schritt immer durch rauhen Urwald gemacht hatten, gelangten wir an Ort und Stelle. In einer Breite von 50 Fuß stürzt ein kleiner Fluß in zwey Absätzen, jeder ohngefähr 40 Fuß hoch, über einen ter-

rassenartigen, steilen, pechschwarzen Granitfelsen. Nach dem ersten Absatz fließt er eine ziemliche Strecke schäumend fort, bis er sich den zweyten herab begiebt. Die Wassermasse war jetzt so geringe, daß ich bis auf einige trockene Steine in der Mitte zwischen beyden Fällen gehen konnte, von wo dieselben, durch den Abstand des weißen Schaumes, zu den schwarzen Felsen des ersten, so wie des, in einen wild verwachsenen Schlund sich stürzenden zweyten Falles, einen pitoresken Anblick geben. Wir verweilten hier unter dem kühlen Obdach eines überhangenden Felsens, der eine natürliche Grotte, so wie zwey große Steine darunter; Tisch und Bank bilden, und wo eine Gesellschaft Engländer, die eben vor uns angekommen waren, ihren Cognak mit uns theilten, den wir mit dem trefflichen Wasser des Falles vermischt uns wohl schmecken ließen, und dann den Rückweg antraten. Wir mußten, um das Landgut von Mook, an den wir eine Empfehlung hatten, zu erreichen, drei Viertheil des vorigen Weges zurück reiten, dann wendet sich derselbe rechts über einen andern Theil des Tejuca-Gebirges, und wird an manchen Stellen so steil, daß wir absteigen und unsre Pferde führen mußten. Sobald man in das Thal hinunter sieht, wird man überrascht durch den Anblick mehrerer sauber gebauten, mit Neben-Gebäuden versehenen Häuser, und der großen bedeutenden Kaffeeplantagen, die sich überall längs den Bergen hinaufziehen. Nachdem wir einige Bäche durchritten waren, und uns an der lieblichen Kühle eines Wäldchen ergötzt hatten, befanden wir uns am Ziel unsrer Reise. Herr Mook ist ein Holländer von Geburt, diente in den Jahren

1791, 92, als Arzt in der holländischen Armee, widmete sich später dem Kaufmanns-Stande, wo er als Cargadeur mehrere große Reisen machte, und endlich vor 6 Jahren sich hier anbaute. Er besitzt ein auf holländische Art gebautes, hübsches zweystöckiges Haus, mit mehreren Nebengebäuden, und ein sehr ausgebreitetes vortreffliches Terrain, auf dem er bereits über hundert tausend Kaffee-Bäume gepflanzt hat, und noch immer mehr Land urbar macht.

Er empfing uns äußerst freundschaftlich, und hatte die Güte, uns überall in seiner Besitzung herum zu führen. Die Kaffeebäume, die alle in dem kräftigsten Zustande sind, stehen 8 Fuß von einander, und werden beständig in der Höhe von 6 Fuß gekappt, dieses geschieht so wohl, um das Sammeln der Bohnen oder Kaffee-Kirschen zu erleichtern, als um den Bäumen mehr Kraft zu geben; zuweilen müssen auch die üppigsten Ausschüsse verschnitten werden. Von dem dritten Jahre an trägt der Kaffeebaum; im fünften ist er in seiner vollen Kraft, dann kann man rechnen, daß der Baum jährlich im Durchschnitt ein Pfund Kaffee giebt; 2, 3 und 4 Pfund sind Seltenheiten, und noch mehr findet nur statt, wenn derselbe etwa in der Nähe eines Misthaufens steht, oder gedüngt wird. Bey guter Pflege kann der Kaffee-Baum dreyßig Jahr alt werden, und noch Nutzen geben. Die Erndte geschieht zwey mal im Jahre. Im May, wo die Haupt-Erndte ist, und im October. Sonderbar ist es, daß diejenigen Kirschen, die im ersteren Zeitpunkt nicht reif werden, bis zum October in diesem Zustande bleiben, und dann erst ihre rothe Farbe bekommen. Die Kaffee-Kirsche wird, so wie sie

gelesen ist, auf einen großen ebenen Platz vor dem Hause der in verschiedene Abtheilungen gesondert, nur glatt geschlagen, nicht gepflastert ist, getrocknet; (Mook behauptet gegen Langsdorff, daß die Erde dem Kaffee nicht schadet). So lange die Kirschen noch frisch sind, ist der Regen nützlich, und befördert die Absonderung des Fleisches von der Bohne; halb trocken, müssen sie bey einfallenden Regen, verwahrt werden; der vollkommen trockene Kaffee kommt in die Mühle. Diese besteht aus zwey hölzernen, massiven, einen halben Fuß breiten Rädern, die sich um eine Kurbel in einer runden Rinne herum drehen, in der die Bohnen geschüttet werden. Eine Gabel, die den Rädern folgt, wirft die durch den Druck derselben an die Seite gepreßten Bohnen wieder hinunter, ohngefähr, wie bey der Oehl-Mühle. Herr Mook hat zu diesem Behuf ein schönes steinernes Gebäude angelegt, das zugleich ein großes Magazin enthält. Das Maschienen-Werk der Mühle ist besonders stark, und sie wird in Bewegung gesetzt durch das Wasser eines Baches, das durch eine leichte Vorrichtung sogleich in großer Menge auf einige von dem härtesten Holz gebildete Räder fällt. Herr M. hatte die Gefälligkeit, uns die Behandlungs-Art zu zeigen. In einer Viertel-Stunde war eine bedeutende Parthie von der Hülse gesondert, und eine gewöhnliche Getreide-Putz-Maschiene lieferte uns sogleich den schönsten reinen Kaffee, der zwar hier, wie in ganz Brasilien, nicht die blau-grüne Farbe des von St. Domingo hat, indeß sich beständig verbessert, und durch zweckmäßige Behandlung in den letzten Jahren schon weit vorzüglicher, wie früher, geworden ist.

Ein groſser Küchen-Garten ohnweit des Wohnhauſes enthält alle möglichen Gemüſe-Arten, ſogar vortreffliche Spargeln und Blumenkohl, wovon der Ueberfluß für ſchweres Geld in der Stadt verkauft wird. Andre Felder enthalten Bohnen und Manioc zum Unterhalt der Neger. In einem geräumigen Wirthſchafts-Magazin zeigte Mook uns ſeine Vorräthe von eigengebackenem Brod, das ſehr ſchmackhaft iſt, ſelbſt verfertigte Käſe, Chineſiſche Bananen, Kohl und andere Gemüſe, alles mit wahrhaft holländiſcher Sauberkeit geordnet. Einige ſehr nette Nebenhäuſer ſind die Wohnungen für ſeine Neger, von welchen Letzteren er eine anſehnliche Zahl beſitzt, und deren geſundes, frohes Ausſehen, ſo wie die vielen muntern Kinder, die ſie haben, für die gute Behandlung der Herrſchaft ſpricht. Kurz — es iſt eine vollkommen eingerichtete Landwirthſchaft; mit Recht giebt man ihr den erſten Rang unter allen in dieſem Lande befindlichen Pflanzungen, auch iſt ſie ſo berühmt, daß der Kayſer und die Kayſerin, ſchon ein paar mal Mook beſucht haben, ſich alles mit vieler Aufmerkſamkeit haben zeigen laſſen, und er dem Kayſer einen Plan ſeiner Kaffeemühle hat überreichen müſſen.

Bey unſerer Rückkunft nach dem Wohnhauſe fanden wir noch ein paar Bekannte aus der Stadt, und dann ſtellte uns Mook ſeiner Familie vor, die aus ſeiner Gemahlin, einer gebornen Engländerin, ihrer Tochter von 16 Jahren, und zwey jüngeren Söhnen beſteht.

An der fröhlichen Mittagstafel entſchwanden uns die Stunden wie Augenblicke. Wenn ſchon auf den erſten Blick die würdevolle Haltung der Mutter, und die ſchöne liebliche

Gestalt der Tochter für sie einnahm, so wurde das Interesse noch unendlich erhöht, wenn man, bey näherer Bekanntschaft, ihren liebenswürdigen Charakter kennen lernte. Die Unterhaltung, die sehr belebt war, wurde größtentheils in französischer und englischer, zuweilen auch in holländischer und portugiesischer Sprache geführt, in welchen allen die Tochter Meisterin war. Warlich unerwartet war es mir, hier in brasiliens Wildnissen, die feinste Bildung der Hauptstädte Europens anzutreffen. Als die Uebrigen zur Stadt ritten, nahm ich mit Vergnügen Mooks Anerbieten an, die Nacht dort zu bleiben. Diesen Abend hatte ich noch oft Gelegenheit, die reizende unbefangene Liebenswürdigkeit der schönen Henriette, zu bewundern, ihre ruhige, verständige und doch leichte Art wie sie alle Geschäfte der Wirthhaft besorgte, und die freundliche, gutmüthige Weise, wie sie die Neger und die kleinen Kinder derselben behandelte; auch waren Alle ihr mit inniger Liebe ergeben.

Den nächsten Morgen ritt ich, in Begleitung von Mook, nach der Stadt zurück. Von einer Anhöhe aus zeigte er mir den großen Umfang seiner Besitzung, die man hier mit einem Blick übersieht; und dann besuchten wir seinen Nachbar Lezesne, der ebenfalls eine vorzügliche Kaffee-Plantage hat, die, jedoch der Mookschen bey weitem nachsteht, da die Bäume zu nahe gepflanzt sind. Der alte Lezesne war der Erste, der hier um *Rio* eine Kaffee-Pflanzung anlegte; er lebt nicht mehr, wohl aber seine Wittwe und Kinder, wovon die Tochter an den russ. Vice-Consul Kielchen verheyrathet ist, der Sohn die Besitzung verwaltet. Unterweges hielten wir einen Augenblick

an, bey der vor zwey Jahren angelegten Pflanzung eines französischen Grafen, der uns mit einem delicaten Glase Kirschwasser traktirte; sein Wohnhaus ist noch unvollendet, doch die Plantage ziemlich avancirt. Um 10 Uhr waren wir in *Rio de Janeiro*.

Nach den sorgfältig gemachten Beobachtungen, muß ich hier bemerken, daß sich in Brasilien anzubauen, warlich keine so leichte Sache ist, wie man sich in Europa einbildet. Wenn man eigenes großes Vermögen besitzt, in welchem Falle aber wohl selten jemand Europa verlassen wird, läßt sich hier freylich so gut, wie irgendwo, ein schönes Etablissement errichten, und das herrliche Klima, so wie die reiche Natur, gewährt doppelten Genuß; nur ist wohl zu berücksichtigen, daß auch in diesem Falle man durchaus die nöthigen Kenntnisse haben muß, um sein Geld nicht geradezu wegzuwerfen, und selbst dann kömmt einem das Grundstück so theuer, durch Gebäude, und passende Einrichtungen, daß man bey einem Verkauf gewiß nicht das darauf verwandte Geld wieder bekömmt.

Ist man gar genöthigt, zur Vollendung seiner Anlage, oder zum ferneren Ankauf von Sklaven, Geld aufzunehmen, so fällt leider der größe Vortheil weg durch die hohe Rente, die hier gesetzlich 12 Pct. ist, und es gehören glückliche Conjuncturen dazu, sich aus den Schulden heraus zu arbeiten und die Früchte seiner Bemühungen wircklich genießen zu können. Nur eine einzige Art giebt es, wie man hier mit reellem Vortheil eine Pflanzung anlegen kann, und das Beyspiel habe ich gesehen an einem Mann namens Ring. Dieser kam vor 5 Jahren nach *Rio*, wo er das erste Jahr auf

einem Comptoir conditionirte; nachdem er hier sich bemüht hatte, die nöthigen Vorkenntnisse durch oftmaliges Besuchen des Landes zu erlangen, und der Sprache mächtig war, kaufte er sich von seinem ersparten Gelde zwey Neger, die nothwendigsten Geräthschaften, etwas Mehl und gedörrtes Fleisch, und ließ sich neben dem Orgel-Gebirge von der Regierung ein rohes Stück Land geben, was nichts kostet. Hier baute er sich eine elende Hütte, die er mit seinen Negern zusammen bewohnte, und gänzlich wie sie lebend, unterzog er sich dem schrecklichsten Ungemach mit stoischer Gleichgültigkeit, den ganzen Tag nur mit hacken, graben und pflanzen beschäftigt, worin er es bald selbst seinen Sklaven zuvorthat. Dieses traurige, von allen gebildeten Geschöpfen abgesonderte Leben führt er seit vier Jahren, fast ohne Unterbrechung, dafür erndtet er aber jetzt von seiner eignen, sehr gut conditionirten Plantage schon bedeutend viel Kaffee, und hat sich durch allmäligen Verkauf seiner Erzeugnisse schon sieben eigene Neger angeschafft, womit er zwar täglich seine Pflanzung vergrößert, aber noch nicht daran denkt, sich eine bessere Wohnung, oder mehr Bequemlichkeit des Lebens anzuschaffen. So, und nicht anders, kann, und muß man, beynahe ohne Vermögen, in Brasilien in wenigen Jahren wohlhabend werden, und dem darnach gelüstet, der nehme sich ein Beyspiel an diesem Manne, und thue ein Gleiches! — Vergesse aber nicht, daß von den erwähnten Bedingungen auch nicht eine Einzige übertreten werden darf, und die geringste zum Bedürfniß gewordene Behaglichkeit, so wie die billige Forderung jedes cultivirten Menschen an Geselligkeit, den zu erreichenden Zweck unwiderruflich verrückt. —

Rio de Janeiro, den 1. Juny 1824.

Ich komme so eben von einer sehr ernsten Szene, der Execution eines Verbrechers. Es hatten nemlich schon seit mehreren Monaten falsche Banco-Noten circulirt, endlich glückte es der Regierung, die Thäter zu ergreifen, welches fünf Portugiesen waren. Sie wurden alle zum Tode verurtheilt, doch der Kayser begnadigte sie. Dagegen kam aber die Bank in Corpore ein und erklärte, daß sie für die Zukunft keine Sicherheit hätte, wenn hier nicht ein Exempel statuirt würde, worauf der Kayser den Rädelsführer zum Strange, die übrigen zu den Bergwerken condemnirte.

Die Execution des Erstern geschah auf dem *Monte de Conceiçaõ* wo ein Galgen errichtet war; ich kam gerade dazu, als er schon auf der Leiter saß, die Hände gebunden, und eine weite Schlafmütze über den Kopf und das ganze Gesicht gezogen, so daß man nichts davon sehn konnte; ein vorstehender Pfaffe setzte seine Vermahnung fort, und zwey Neger waren als Henker beschäftigt; schon hatten sie ihm den Strick um den Hals befestigt, indessen dauerte es fürchterlich lange, ehe diese beyden Teufel mit den Zubereitungen fertig waren, und es war unmenschlich, den Deliquenten so lange leiden zu lassen, da er gewiß zehnfach den Tod durch die beständigen Berührungen der Kerle ausstand; endlich ward er von der Leiter geworfen, indem sich der eine Neger auf seinen Hals schwang um ihm das Genick zu brechen, und somit war es vorbey. Auf dem Rückwege

begegnete ich in den Straßen vielen Miniſtranten, die Beyträge ſammelten, zu Seelen-Meſſen für den Gehängten.

Doch laß uns ſchnell dieſes traurige Bild durch ein freundliches verwiſchen, und folge mir auf meinen letzten Spazier-Ritt. Dieſen machte ich nach der früheren Beſitzung des Miniſters von Hogendorp, wo dieſer, unter Napoleons Herrſchaft ſo merkwürdige Mann, ſeine letzten Lebenstage zugebracht hat, und die jetzt einem Deutſchen, Herrn Scheiner gehört. Wir ritten den Weg nach *Bota fogo*, dann rechts durch das Thal *Laranjeiras*, längs einem Bach, der faſt ſeiner ganzen Länge nach mit ſchwarzen Wäſcherinnen beſetzt war, die aus Leibeskräften die Wäſche auf den harten Granitſteinen zerklopften, worüber ich nicht unterlaſſen konnte meinen Unwillen in derben Flüchen auszulaſſen, die indeſſen keinen Eindruck auf ſie zu machen ſchienen. Nachdem wir noch einen ziemlich ſteilen Berg-Pfad hinaufgeritten waren, kamen wir zum Landſitz des Herrn Scheiner, der uns artig empfing. Er hat hier ein ſehr niedliches Haus gebaut, von wo man eine reizende Ausſicht in das ſchöne Thal *Laranjeiras* mit den vielen freundlichen Landhäuſern und weiterhin auf einen Theil der Bay und die offenbaaren See genießt. Das alte Haus von Hogendorp dient jetzt zur Ablegekammer und Leute-Wohnung, ſein ſchwarzes Zimmer iſt übertüncht, ſein Groſwater-Stuhl indeß unter altem Gerüll noch conſervirt. Die Pflanzung hat einen ziemlichen Umfang, da ſie den Hintergrund des Thales einnimmt, beſteht aus circa zwanzig tauſend Kaffeebäumen die aber ſeit einigen

Jahren vernachläſſigt worden ſind, und erſt jetzt von Herrn Scheiner wieder cultivirt werden. Dieſer iſt zugleich Gartenfreund, beſchäftigt ſich viel mit der Pflege und Veredlung der Früchte, und hat vor Hogendorps natürlichem Eiskeller, einer Grotte, ein hübſches Amaryllis-Beet angelegt. — Der Bach, der ſich von hier ſchäumend ins Thal ergießt, hat eine herrliche Einfaſſung von Piſang-Bäumen, und die ganze Beſitzung wird durch die von Geld unterſtützte Sorgfalt des jetzigen Eigenthümers in kurzer Zeit in einem eleganten Zuſtande ſeyn. Nach dem Frühſtück beſtiegen wird den *Corcovado*, den höchſten Berg in den näheren Umgebungen *Rio's* der nicht weit von dieſer Pflanzung liegt. Der Hinaufgang iſt ſehr beſchwerlich und ermüdend, doch wird man auf ſeinem Gipfel reichlich durch die unendlich große Ausſicht belohnt. Das Weltmeer breitet ſich in unabſehbarer Ferne zu unſern Füßen aus, und *Rio* nebſt allen Umgebungen, ſo wie der ſchöne Meerbuſen mit ſeinen Inſeln, von den wunderbaren Gebirgen begränzt, zeigt ſich hier in unendlicher Ausdehnung dem bezauberten Blick, während der Geiſt faſt unfähig ſich fühlt, die Maſſe von Größe und Schönheit zu faßen. Auf der höchſten Spitze ſteht ein Telegraph, der, vom Fuße des Berges aus geſehen, kaum dem bloßen Auge ſichtbar iſt.

Sehr ermüdet langten wir wieder bey unſern gaſtfreyen Wirth an, wo uns ein gutes Mittagseſſen erwartete. Unſern Rückweg zur Stadt machten wir zu Fuß, indem wir unſere Pferde durch Neger führen ließen, und den Weg der

Wasserleitung einschlugen. Nachdem wir einen neben dem Hause befindlichen Berg erstiegen hatten, trafen wir einen Pfad, der um den Felsen herumführt, neben demselben, in einer steinernen Rinne, fließt kristallhelles Wasser mit ziemlichem Fall herab. Wir folgten diesem künstlichen Bache, und erreichten bald das Heiligthum der Najaden, den Anfang der vortrefflichen Wasserleitung, die *Rio* größtentheils mit Wasser versorgt. Köstlich ist diese Stelle! — man befindet sich in einem runden Bergkessel, der kaum von einer Seite einen schwachen Blick ins Thal verstattet. Schäumend stürzt von einer ziemlichen Höhe mit starkem Rauschen ein Bach herab, und vereinigt fließt sein Wasser, mit dem aus dem ebenerwähnten Kanal, in ein granitnes Becken, und von dort in die Leitung. Herrliche, uralte, üppige Bäume bedecken die Felsen von allen Seiten, bis hoch hinauf in die Wolken, wo sie zusammenwachsend, jedem Sonnenstrahl verwehren, in dieses Asyl zu dringen, in dem, troz der Hitze des Tages, eine wahre Eiskälte uns beym Eintritt durchschauerte.

Die Wasserleitung von Stein, sechs Fuß hoch und eben so breit, verdeckt gebaut, ist hier von der Außenseite mit dikkem Moos und Sträuchern bewachsen, und enthält einen anderthalb Fuß breiten, einen Fuß tiefen, steinernen Kanal, der das Wasser bis zur Stadt führt. Die Bedeckung, die nur selten unterbrochen wird, war nothwendig, um die wilden Berg-Wasser zu verhindern, den Kanal zu zerstören; doch sind häufig vierkantige Luftlöcher angebracht, um den freyen Durchzug der Luft zu verstatten. Hier am Anfange stehen auf einer Platte von weißem Marmor folgende Worte:

REINANDO EL REY D. IOAÕ V. N. S. E. SENDO G-or E. Ç. P-m. G-l. QOVASGA P-as E. DADAS. M-as G-es GOMES FR-d DE ANDRADO SEO CON-co SARG-to MAIOR DE Ç-a DOS SEOS EXER-tos ANNO 1744.

Woraus man ersieht, daß dieses Werk vor 80 Jahren, während der Regierung König Johann des Fünften, angelegt worden ist.

Der Weg führt nun längs der Wasserleitung sehr bequem fort, die Aussicht in das schön bebaute Thal bleibt stets reizend, verändert sich aber auf das Angenehmste bey jeder Biegung, und wird immer freyer, größer und umfassender, so daß man zuletzt über dasselbe hinweg, den Zuckerhut, *Round Island*, den Leuchtthurm und die offenbare See erblickt, wo so eben acht Schiffe mit vollen, von der Sonne versilberten Seegeln sich dem Hafen näherten. Nachdem wir eine Stunde gegangen waren, wandte sich der Weg, bey zwey Spitz-Säulen, immer auf dem Kamm des Gebirges, links, da rechts ein schroffer nackter Felsen sich erhebt. Hier verändert sich plötzlich die Aussicht, indem das entgegensetzte Thal sich den Blicken öffnet, anfangs rauh und wild, mit vielhundertjährigen, durch einander gewachsenen Bäumen bedeckt, dann immer freundlicher werdend, zeigt sich *Matta Porco*, *St. Christovaõ*, ein Theil von *Rio*, endlich liegt die ganze Stadt vor dem entzückten Auge, man sieht die *Ilha das Cobras*, den von flaggenden Schiffen bedeckten Hafen, die Bay, und im Hintergrunde die Kuppel der Manioc und das

Orgel-Gebirge, auf dem sich eben die letzten Strahlen der scheidenden Sonne verlohren. —

Von dem St. Theresien Berge an, ist die Wasserleitung bis hinunter in die Stadt, auf gemauerten Arcaden fortgeführt. Das Ganze ist gut unterhalten, zuletzt 1814, auf Befehl des damaligen Prinz-Regenten, von Grund aus reparirt worden, und wird auch jetzt wieder an vielen Stellen verbessert.

Ich habe bis jetzt gezögert, dir eine Beschreibung der hiesigen Einwohner und ihrer Lebens-Art zu machen, weil dieses gerade die Schatten-Seite von *Rio* ist, doch nun kann ich es nicht länger aufschieben, und will dir wenigstens getreulich berichten, wie ich es gefunden habe. *Rio de Janeiro* enthält ohngefähr 180 bis 200 tausend Einwohner, wovon ⅔tel Schwarze seyn mögen, Mulatten sieht man in Verhältniß wenige. Die weißen Einwohner sind größtentheils Portugiesen, fast eben so viel geborne Brasilianer, und endlich einige oder mehrere tausend Fremde, aus Engländern, Deutschen und Franzosen bestehend. Die Eingebornen Männer haben einen schlanken, mittelmäßig großen Wuchs, schwarze Haare und Augen, doch nicht ausdrucksvolle Physiognomieen. Das weibliche Geschlecht ist fast allgemein klein; man findet selten unter ihnen ein interessantes Gesicht, noch weniger eine wirkliche Schönheit; nur ihre dunklen meist schwarzen Augen, sind mitunter sehr schön, und werden von den Eigenthümerinnen mit Geschicklichkeit gebraucht; als junge Mädchen sind sie ziemlich schlank, obgleich sie selten oder nie Schnürleiber tragen, sie incliniren aber sehr zum Fettwer-

den, und verliehren dann auch dieſen Reiz. Die Kleidung iſt übrigens ganz europaeiſch, und ſie lieben ſehr, auf dem nackten, gewöhnlich ſchönen Arm eine Menge Armbänder und Ketten zu tragen. Die Farbe der Eingebornen iſt mehr gelb als weiß, und beyden Geſchlechtern fehlt das angenehme Colorit der Wangen; dieſe Erd- oder Todtenfarbe ſtellt ſich aber ſelbſt bey den Fremden ein, wenn ſie eine Zeitlang in dieſem Klima zugebracht haben, woran die Hitze vielleicht Schuld ſeyn mag, daher iſt ein neuer Ankömmling durch ſeine friſche Farbe gleich zu erkennen. Bey den Braſilianern ſind die Stände ſcharf ſeparirt, und der eigentliche Adel kommt faſt gar nicht mit dem Bürger in Berührung, indeſſen giebt es unter ihnen hier jetzt keine bedeutenden Perſonen, die durch Reichthum oder großes, brillantes Leben ſich auszeichnen, im Gegentheil folgen ſie alle der Sitte des Hofes, und leben äuſſerſt ſtill und eingezogen. Der Kaufmannſtand iſt im ganzen genommen wenig geachtet, da die Mitglieder deſſelben weder durch Bildung noch Geſchmack ſich auszeichnen, und ihre Begriffe nicht über ihren Brodt-Erwerb hinaus gehen, jedoch giebt es auch hierin ſchon achtungswerthe Ausnahmen, und ich kenne ſelbſt Braſilianer, die ihre Kinder auf deutſche Schulen und Univerſitaeten geſchickt haben. Im allgemeinen genommen genieſſen die Eingebornen faſt gar keine ordentliche Erziehung. Die Knaben, ſelbſt die der beſſern Familien, wachſen auf in Ungezogenheit und Faulheit, und da man ſie von ihrer Kindheit an unter Aufſicht der Neger läßt, werden ſie in vieler Hinſicht dieſen ähnlich. Wenn ſo ein Junge leſen, ſchreiben und rechnen

kann, ist seine Erziehung vollendet; alle übrigen Kenntniße bleiben ihm böhmische Dörfer. In den Principien der Moral sind ebenfalls die Neger seine Lehrmeister, und da Untreue, Faulheit und Sittenlosigkeit ihnen zur andern Natur geworden sind, so kann man sich einen Begriff von dem Charakter ihrer Zöglinge machen.

Die Erziehung der Mädchen wird wo möglich noch mehr vernachlässigt; da sie bis zu ihrer Verheyrathung fast gar nicht, außer zur Messe aus dem Hause kommen, und männlicher Umgang ihnen gänzlich versagt ist, so erhalten sie ihre ganze Bildung von ihren eben so unwissenden Müttern und den Negerinnen. Selten versteht eine von ihnen, außer ihrer Muttersprache, etwas Französisch, von Musik allenfalls sehr mittelmäßig Klavier zu klimpern. Lektüre bleibt ihnen ewig fremd, ihre Unterhaltung kann daher nichts Anziehendes haben, wenn man nicht ein Liebhaber von Equivoquen ist, in denen sie eine große Stärke besitzen, und die in den besten Gesellschaften mit einer verzweifelten Natürlichkeit vorgetragen werden.

Nur in dem Punkt der Liebes-Intriguen sind sie alle vortrefflich bewandert, und hierin besitzen sie eine wirklich bewundernswürdige Geschicklichkeit; auch dreht sich der Stoff aller Damen-Unterhaltungen; einzig und allein um diesen Gegenstand. Ich möchte indessen einen billigen Zweifel hegen, daß eine innige Verbindung mit ihnen viel Glück gewähren kann, denn ohne die geringste Kenntniß der Wirthschaft, die sie gänzlich ihren Negern überlassen müssen, ohne geistige Bildung, selbst in ihrem häuslichen Wesen ohne Sauberkeit

und Grazie, können sie für den fein gebildeten Mann nichts Ansprechendes haben, nur wenn sie Gesellschaft besuchen, oder sich bey den Prozessionen zur Schau stellen, putzen sie sich, und dann ohne Geschmack und mit Flitterstaat überladen.

Daß unter diesen Umständen keine geistreichen Zirkel statt finden können, wird wohl ein jeder ohne meine Erinnerung einsehen, auch besteht die gewöhnliche Unterhaltung in denselben darin, daß man im Kreise auf seinem Stuhl angenagelt sitzt, mit ziemlichem Anstand gähnt, dann und wann mit seinem Nachbar ein Wörtchen spricht, sein Glas Wasser, oder seine Tasse Thee, trinkt, und höchstens die Abwechselung hat, das eine Dame sich hinsetzt, und ein paar Tänze spielt.

Zum wirklichen Tanz kommt es selten, da fast nie junge Mädchen an einer solchen Gesellschaft Theil nehmen, und daß in der Regel beschränkte Local, so wie die beständige Hitze, nicht besonders zu diesem Vergnügen einladen.

Obgleich ich nun eben von dem schönen Geschlecht der Eingebornen kein reizendes Bild entworfen habe, und gewiß der größte Theil aller hier ansäßigen Fremden mein Urtheil vollkommen bestätigen wird, so muß ich doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich während meines kurzen Aufenthalts Gelegenheit gehabt habe, Portugiesinnen und Brasilianerinnen kennen zu lernen, die eine löbliche Ausnahme von obiger Regel machten, und in deren Gesellschaft ich manche angenehme Stunde verplaudert habe. Ueberhaupt möchten die Fremden oft selbst daran schuld seyn, wenn sie über den Mangel an Geselligkeit klagen, denn erstlich: bemühen sich die wenigsten darum, die portugiesische Sprache, die einmal hier

durch kein Surrogat zu ersetzen ist, so vollkommen zu erlernen, daß ihnen die Unterhaltung darin Vergnügen gewährt, und dann tragen sie zu wenig Sorge, um in einheimischen Familien Zutritt zu finden, was für einen, als solide bekannten, gebildeten Mann, gar nicht so schwer hält, als die Meisten es vorgeben. Wenn daher mit der Zeit mehrere anständige Fremde sich zu diesem Zweck unter obigen Bedingungen vereinigen würden, so bin ich fest überzeugt, daß dieses bald einen wohlthätigen Einfluß auf den allgemeinen Ton haben müßte, da das schöne Geschlecht, dem es, bey allem Mangel an Bildung, keineswegs an natürlichem Witz und Verstande fehlt, suchen würde, sich Kenntnisse zu erwerben, um dadurch interessant zu werden, und die allgemeine Klage über den gänzlichen Mangel eines angenehmen weiblichen Umganges würde dann von selbst aufhören.

Noch muß ich bemerken, daß es hier Gewohnheit ist Jedermann bey seinem Vornamen zu nennen, so sagt man: *Donna Anna*, *Isabella*; *Senhor Carlo*, *Ernesto*, u. s. w.

Die Fremden theilen sich in *Rio* in drei Nationen, die mit wenigen Ausnahmen, in geselliger Hinsicht keine Gemeinschaft haben. Die Engländer sind unstreitig durch ihren Reichthum, ihre Privilegien, so wie durch den längeren Aufenthalt dieser Nation hier, die angesehenste Klasse, daher nennt der Eingeborne jeden gutgekleideten Fremden gewöhnlich *Senhor Inglese*; ihre Lebensart ist ganz auf englischem Fuß, und die Damen haben nur mit ihren Landsmänninnen Umgang. Sie besitzen größtentheils Landhäuser in den Umgebungen, wo die Männer die Abende und Feyertage zubringen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.